

Schlesische Stimme

23. JAHRG · HEFT 4/5 · APRIL/MAI 1941

luring zelz. zainwent.



Schlesische Stimme

FORTSETZUNG DER MONATSSCHRIFT „DER OBERSCHLESIER“



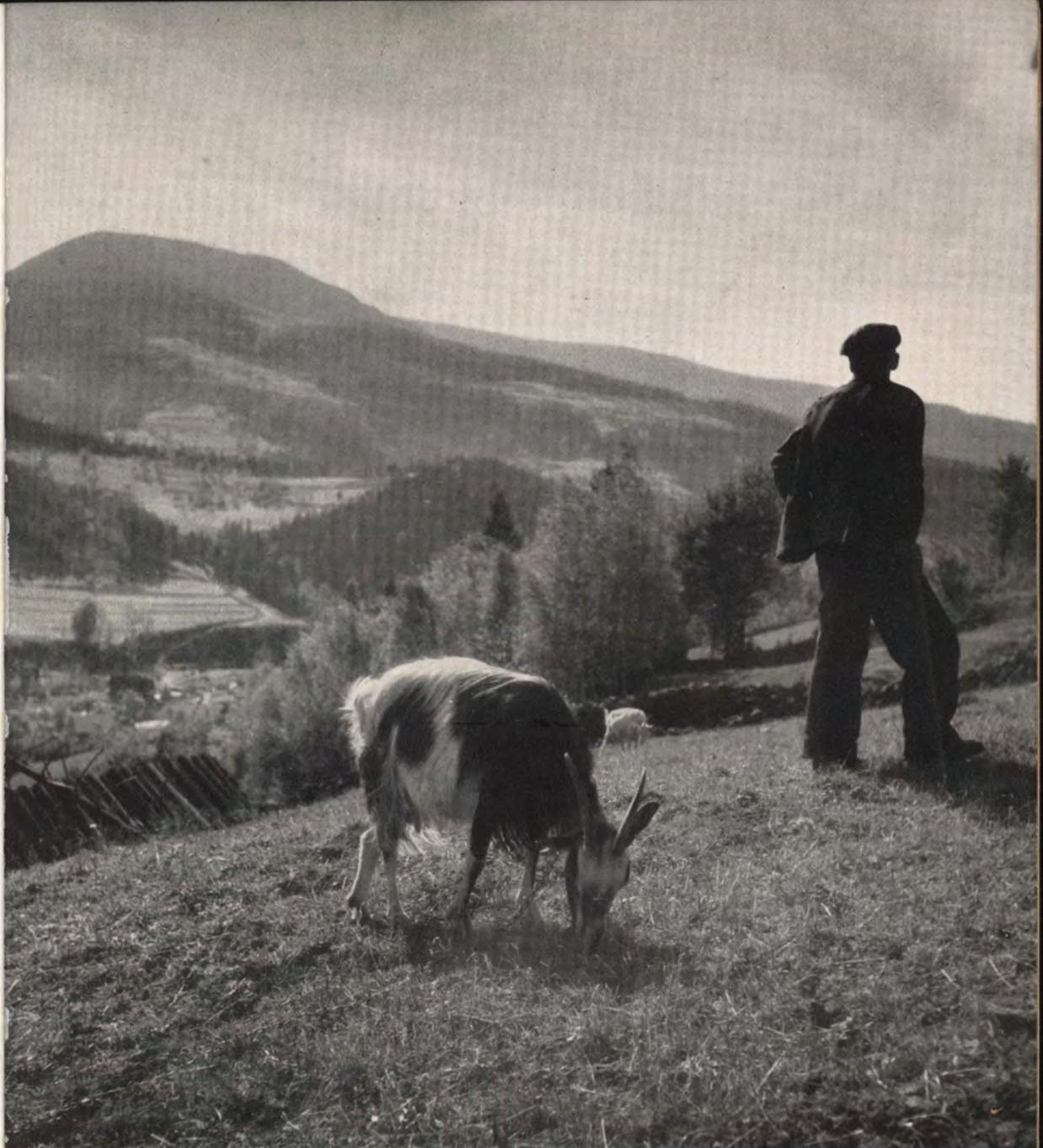
MONATSSCHRIFT FÜR VOLKSTUM UND HEIMATARBEIT
ORGAN DES SCHLESIISCHEM BUNDES FÜR HEIMATSCHUTZ
23. JAHRGANG HEFT 4/5 APRIL/MAI 1941

Dr. Walter Schneefuß, Oberschlesien von Süden gesehen	113
Hugo Gnielczyk, Quellen	117
M. Scholz-Babisch, Schlesien und der Oder-Donau-Kanal	118
Wolfgang Wienzek, Heimaterde	125
Bernhard Stephan, Die Stadtlandschaft	126
A. Wienicke, Das schlichte Kreuz von Eisen	129
W. Konwiarz, Friedrich Gottlieb Endler	133
E. Burkert, Generalfeldmarschall von Moltke und Schlesien	136
Gerhard Kuckhoff, Wahlstatt 1241	140
Josef Wiesalla, Der Abstimmungstag	142
Hans Rastin, Unbekannter Selbstschutzkämpfer	143
Rudolf Gizek, Beim Einzug deutscher Truppen in Ost-OE.	145
Werner Grundmann, Das Holzwerk alter Windmühlen	146
Professor Heinrich Wepking, Deutsche Landschaftspolitik	151
Mitteilungen / Bücherecke	156

Umschlagbild: Aquarell aus der oberschlesischen Industrie von H. Beuthner.

Unserer heutigen Ausgabe liegt ein Prospekt der Firma Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, Neue Schweidnitzer Straße 47 bei, den wir zur gesl. Beachtung empfehlen.

Schriftleiter: Karl Schodrol, Oppeln, Goethestraße 1, Fernsprecher 2044 — Mitarbeiter für den Schlesischen Bund für Heimatschutz: Kunsthistoriker Bernhard Stephan, Breslau — Schlesien-Verlag, Breslau 2, Tauenhienstraße 33 — Verleger: Dr. Hermann Eschenhagen — Druck: Schlesische Verlagsanstalt und Druckerei Karl Kloss & Sohn, Breslau — Bezugspreis: Vierteljährlich 2,- RM. zuzüglich 6 Pf. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. — Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch unmittelbar bei dem Verlag (Postfachkonto Breslau 41382, Sirokontor 5019 bei der Schlesischen Landesbank Breslau, Fernruf des Verlages Nr. 51541) — Umschlag und Druckanordnung Georg Müller, Breslau.



Schlesische Beskiden · Die Rauhkoppe, Kreis Bielitz · Aufnahme: Karl Fr. Klose



Altbielitzer Tracht

Aufnahme: H. Kreis

O B E R S C H L E S I E N V O N S Ü D E N G E S E H E N

Von Univ.-Doz. Dr. Walter Schneefuß

Die Errichtung der neuen Provinz Oberschlesien hat im ganzen Reich wieder einmal die Aufmerksamkeit auf das vielumkämpfte Grenzland am Oberlauf der Oder gerichtet und überall, wo eine Beziehung zu dem Lande besteht, sucht man sich Rechenschaft über die eigene Stellung zu ihm zu geben. Als unter den Verfassungsexperimenten der Weimarer Republik auch der Versuch aufstach, den bei Preußen, beim Reich verbliebenen Rest Oberschlesiens als eigene Provinz zu konstituieren, war die Lage ja ganz anders; damals war Oberschlesien die südöstlichste Spitze des Reiches, Preußens Wachstums spitze in besseren Tagen, Wegweiser und Ausfallspforte nach Südosten, wenn eine

tatsächliche Kraft dahinter gestanden wäre. So lange Oberschlesien ungeteilt war, ist wenigstens seine Wirtschaftskraft wirksam gewesen und man mochte in dem neu entwickelten Industrievier das Schwergewicht erkennen, mit dem etwa eine Lanze an ihrer Spitze beschwert wurde. Aber dieser geschärfteste Keil hat schon vor dem Weltkrieg nicht allzuviel Wirksamkeit entfalten können; ihm fehlte die Spize und vor ihm lag als abwehrender Schild die gut beschützte Zollgrenze des alten Österreich, das es verstanden hatte, in dem an sich ja treu gehaltenen Bündnis mit dem Deutschen Reich auch seine wirtschaftlichen Interessen gut zu sichern.

So hat sich die von Berlin gegen Südosten führende Stoßrichtung weder politisch noch wirtschaftlich in der Richtung auf den Jablunkapass auswirken können und auch die nach Südwesten hin abbiegende Linie über die mährische Pforte zum Wiener Becken blieb lange Zeit wenig benutzt. Denn hier setzte sich der Reichtum des Bodens über die Grenze hin fort und Österreich schützte natürlich mit allen Mitteln seine junge Industrie auf den Kohlenfeldern von Mährisch-Ostrau und Karwin. Historisch wirksam war die Linie durch Mähren freilich immer gewesen: hier schlängelte sich zur Luxemburger und Habsburger Zeit ein festes Band von der Oder zur Donau, das nun zum erstenmal seit zweihundert Jahren wieder erneuert werden kann, weil es keine staatliche Grenze mehr zerschneidet. Merkwürdigerweise hat sich ja die enge Wirtschaftsbeziehung, die es in der Vorkriegszeit zwischen der schlesischen Kohle und der Wiener Industrie kaum gab, in der Zerrissenheit der Versailler Kleinstaatenwelt hergestellt, als eine bestmögliche Verbindung zwischen dem steirischen Erzberg und einigen der an Polen gefallenen Gruben als internationale Geschäftsangelegenheit hergestellt wurde.

Heute steht die oberschlesische und österreichische Industrie in einer Hand, werden sie von einer Stelle aus nach den Bedürfnissen der Allgemeinheit des Gesamtreiches geleitet und damit tritt die natürliche Verbindungsline zwischen ihnen wieder in ihre Rechte. Nicht so sehr in dieser wirtschaftlichen Selbstverständlichkeit sieht man heute von Österreich aus die Bedeutung dieses alten Verbindungsweges, sondern in der politischen Klammer, die den alten Vorposten im Südosten des Reiches neben seiner bayerischen Basis noch eine zweite Sicherung zu den anderen Gebieten des Reiches gibt. Die direkteste Bahnverbindung zwischen Wien und Breslau führt derzeit noch immer über Lüdenburg und Oderberg und führt so jeden, der von Berlin nach Wien reist oder umgekehrt, sinnfällig diesen Weg an unserer Ostgrenze entlang in seiner ganzen politischen Bedeutung vor die Augen. Dem stark hin- und herpulsenden Personenverkehr folgt der Güterverkehr und bietet jetzt auch der Wiener Industrie die nächste Kohlenbasis in direkter Verbindung, schafft so ein stark durchblutetes Mittelstück der gesamten deutschen Ostgrenze.

Das Wiener Becken hat von seiner zentralen Lage aus auf den mährischen Raum nicht weniger stark eingewirkt wie auf alle anderen Trichter, die sich von hier aus nach allen Windrichtungen öffnen. Es hat immer nicht nur eine südöstliche Stoßrichtung der Donaumonarchie gegeben, sondern auch eine nordöstliche des deutschen Österreich. Dessen ganze Geschichte zeigt immer wieder die Verknüpfung der Alpen- und Sudeten-

länder als nahezu schicksalhafte Erscheinung, und zu den Sudetenländern gehört nun eben auch Schlesien. Auch nach der Teilung Schlesiens in den Kriegen Friedrichs des Großen blieb noch immer ein Teil unter österreichischer Herrschaft; nicht nur jenes Herzogtum Troppau und Jägerndorf, das heute die Osthälfte des Sudetengaus bildet (Regierungsbezirk Troppau), sondern auch das Herzogtum Teschen, das jetzt ein Bestandteil der neuen Provinz Oberschlesien geworden ist. An dieses kleine Ländchen knüpft sich aber im Rahmen des alten Österreich eine erhöhte Bedeutung.

Die Donaumonarchie war ein Doppelstaat, dessen Einheit nur nach außen hin vorgäuscht wurde, weil Heer und Außenpolitik noch in den Händen des gemeinsamen Herrschers verblieben waren. In allen anderen Fragen aber lebten Österreich und Ungarn nebeneinander, unabhängig voneinander und oft genug gegeneinander. Man hätte sich also über den österreichischen Staat viel besser Rechenschaft geben können, wenn man ihn einmal allein betrachtet hätte in seiner langhin gestreckten Form von der Südspitze Dalmatiens bis zum Strand Galiziens und der Bukowina, an die wir übrigens jetzt wieder durch die Heimkehr der Buchenländer Deutschen erinnert wurden. Diese großen und wirtschaftlich noch sehr Entwicklungsfähigen Gebiete nördlich des Karpathenwalles, der die ungarische Grenze bildete, hingen mit dem übrigen Österreich nur über das Teschener Ländchen zusammen, das so den Charakter einer österreichischen Wachstumsspitze nach Nordwesten erhielt, wie ihn das preußische Oberschlesien für Preußen nach Südosten bilden konnte. Es ist vielleicht mehr als Zufall, daß gerade das erste Armeekorps der österreichischen Armee seinen Friedenssitz hier hatte, in Nordmähren, Österreichisch-Schlesien und Westgalizien (mit dem Sitz in Krakau) und daß das Infanterie-Regiment Nr. 1, die „Kaiser-Infanterie“, in Teschen stationiert war. (Das erste preußische Armeekorps stand bekanntlich ebenso in Königsberg in Ostpreußen wie das Grenadier-Regiment Nr. 1.)

Nordost- und Südostentwicklung der beiden früheren Staaten gipfeln heute gemeinsam in dem neuen Gau, der die Mitte der deutschen Ostfront darstellt. Diese Front, diese Ostgrenze ist geradegerecht; in einer Linie ausgerichtet stehen nebeneinander Steiermark, Niederdonau, Mähren, Oberschlesien, Wartheland und Ostpreußen auf der Wacht. Vor ihnen liegen die kleinen Nachbarvölker Deutschlands, hier unterworfen und unter Deutschlands Herrschaft gestellt, dort befriedet und unter deutschem Schutz, alle aber im Schatten der politischen und militärischen Macht des Deutschen Reiches. Nicht zum erstenmal in ihrer Geschichte: immer wieder hat ihr Schicksal diese Ostvölker in die Gemeinschaft mit den Deutschen geführt, immer wieder hat ein Druck von außen her stärker gewirkt als alles Streben nach völliger Unabhängigkeit, die nun einmal in zu kleinen Räumen zur Vereinsamung und damit zur Unhaltbarkeit führt. Diese Gemeinschaft mit den Ostvölkern hat nun an der deutschen Ostgrenze überall zu einer völkischen Zwischenzone geführt, in der sich Angehörige oder Abkömmlinge anderer Völker mit den Deutschen vermengten und vermischten und ihre Kinder schließlich der stärkeren deutschen Kultur zuführten. Sie alle, ob sie nun in Kärnten, in der Untersteiermark, in Slowenien, im Burgenland, in Mähren, in den schlesischen Grenz-

gebieten und im schlesischen Vorland, im Posenschen oder in West- und Ostpreußen und den vorgelagerten Landschaften wohnen — sind Schicksalsgenossen der Deutschen geworden und haben diese Gemeinschaft in manchen Kampf gegen gemeinsame Feinde erhärtet.

Damit steht vor den deutschen Ostgauen allen das gleiche Problem: die Verbindung und Arbeitsteilung mit solchen fremdstämmigen Menschen, deren Abgrenzung und Zuordnung in der Praxis viel schwerer ist, als sich das auf dem Papier ausnehmen mag. Man wird treue Schicksals- und Kampfgefährten nicht abstoßen und ausschließen können, wenn auch in ihnen das fremde Blut noch fließt; man wird sich andererseits auch diejenigen, die sich zum deutschen Volk bekennen, sehr genau daraufhin anschauen, ob dieses Bekenntnis wirklicher Haltung entspricht oder eine Konjunkturscheinung ist. Man wird sich aber auch zu den Angehörigen anderer Völker einstellen müssen, die man in den meist dünn besiedelten Grenzgebieten wenigstens zeitweilig braucht, nicht zuletzt in einem Industriegebiet, in dem die Zahl der deutschen Menschen den Bedarf kaum zu decken vermag. Auch hier sind es die gleichen Probleme, die sich in allen Ostgauen erheben, am stärksten neben Oberschlesien wohl in der industriellen Umgebung von Wien — womit wieder eine Gemeinsamkeit zwischen Donau- und Oderland festgestellt werden kann.

Wie immer die endgültige Organisation des deutschen Ostens erfolgt: Menschenzufluss aus den östlichen Gebieten wird man brauchen, Saisonarbeiter, Wanderarbeiter, Hilfskräfte usw. Damit greift der erweiterte Industriebereich Oberschlesiens notwendig über seine Grenzen hinüber und bezieht die polnischen Siedlungsräume im davor gelegenen Generalgouvernement in seinen Lebensrhythmus ein und wird so abermals zu einer wenigstens wirtschaftlichen Wachstumsspitze, zu einem nach Osten ausgreifenden Zentrum deutscher Kraft.

Das große Ausfallstor Deutschlands nach Südosten ist zweifellos die Donau; der Ausfallsplatz des deutschen Handels, der deutschen Wirtschaft ist Wien. Dass es das auch, wie schon oft in seiner Geschichte, für die gesamtdeutsche Politik wird, scheint in den Schiedssprüchen vom Belvedere und in dem hier vollzogenen Beitritt der Südoststaaten zum deutsch-italienisch-japanischen Bündnis vorgezeichnet. Damit tritt aber auch bereits die neue Form des politischen Ausgreifens der deutschen Macht über ihre Ostgrenze in Erscheinung: nicht wie einst im Sinne kriegerischer Eroberungen, sondern als Ordnungsgewalt zwischen den Völkern und Staaten, die von sich aus die Gesetze und Grenzen ihres Zusammenlebens nicht finden konnten, die aber in einer Zeit der Zusammenballung von Großräumen nicht mehr unbekümmert nebeneinander und gegenüber einander leben und wirken können. Vorbild solchen Zusammenlebens und nächster Nachbar ist die Slowakei, nächster Nachbar nicht nur für das Wiener Becken, sondern ebenso für den oberschlesischen Gau, der ja jetzt seine natürliche Grenze am Jablunka-Pass erreicht hat.

Wenn Wien aber nicht nur seine kulturelle Stellung in Gesamtdeutschland, sondern auch seine politisch-wirtschaftliche für das Großdeutsche Reich bewahren und erweitern

will, braucht es in seiner Nähe starke Industriequellen, um so mehr, als sich die steirischen Erzlager und die an sie gebundene Industrie doch immer stärker über Linz nach Nordwesten hin, in die Kernlandschaften des Reiches zu orientieren scheinen. Eine solche Wirtschaftsbasis ist aber nun gerade in Oberschlesien gegeben und so zeichnet sich in der gemeinsamen Südorientierung dieser beiden Grenzgaue deutlich ihre Zukunftsaufgabe ab, die sich in immer stärkerer Entwicklung ihrer Wechselbeziehungen auswirken muss. Schon ist der Kanal im Bau, der die Oder mit der Donau verbinden soll, schon ist die Reichsautobahn in Vorbereitung, die von Oberschlesien nach Wien führt, schon laufen Straße und Eisenbahn auf der natürlichen Verbindungsstrecke über die mährische Pforte. Sie alle bilden ein Band zwischen den beiden Gaue, das bei der starken Südorientierung des deutschen Volkes eine breite Stärkezone entstehen lässt, die als Wachstumsspitze, nun aber des Gesamtvolkes zu sehen, uns nur die Gestalt und Raumweite dieser Gemeinschaft abhält und die wir deshalb lieber als Wachstumsknoten in der Mitte der deutschen Ostfront bezeichnen und mit allen Hoffnungen für die Zukunft begrüßen wollen.

QUELLEN

HUGO GNIELCZYK

Sanftes Bergan im Wälderaushen,
Flussgespräch das Tal hinab,
singender Schritt der Weggefährtin
und im Herzen ein heimlich Lauschen.

Wandernde Zukunft in das Heute.
Schwindendes Jetzt zum Gestern verglimmt.
Leuchtend im Bogen sich beugender Berge
sehe ich wachsen, was ich einst scheute.

Lichtsturz des Wassers in dämmernde Tiefen,
Brücke der Berge zur Ebene hin;
aber wir beide schreiten zur Höhe,
weil des Lebens Quellen uns riefen.

S C H L E S I E N U N D D E R O D E R - D O N A U - K A N A L¹

Von M. Scholz-Babisch

Der Plan des Oder-Donau-Kanals ist eine Frucht des Denkens in großen Räumen. Es ist deshalb kein Zufall, daß nach einer fast 300jährigen Geschichte die Ausführung gerade heute in die Wege geleitet wird. Große Volkswirte unter den Herrschern, bedeutende Ingenieure, praktische und theoretische Wirtschaftler sind Erwecker und Förderer dieses Planes gewesen, von öffentlicher und privater Seite wurde ihm größtes Interesse entgegengebracht, politische Konstellationen, kriegerische Ereignisse und wirtschaftliche Entwicklungen wirkten hemmend oder treibend; doch ist der Gedanke, nachdem er einmal zur Erörterung gestellt war, nicht mehr in Vergessenheit geraten, wenn er auch durch widrige Umstände, durch „Mißgunst und Unverstand“ und durch „die schlechte Harmonie und Freundschaft“ der Nationen untereinander² oft und lange in den Hintergrund gedrängt wurde.

Schlesien, dessen Lebensader und einziges Band die Oder bildet, an dessen unmittelbaren Grenzen die Wasserscheiden und Verzahnungen der Flusssysteme liegen, die in die Kanalpläne einbezogen wurden, auf dessen Boden der eine der Endpunkte des Kanals liegen sollte und liegen wird, wurde durch diese Pläne in seinen kulturellen und wirtschaftlichen Belangen zu allernächst berührt. So es es selbstverständlich, daß das Auf und Ab in der Entstehungsgeschichte des Oder-Donau-Kanals auch in Schlesien selbst vielfachen Widerhall erweckte, sei es in zustimmender, sei es in ablehnender Weise.

Der Oder-Donau-Kanal stand im Beginn seiner Planung in engster Beziehung zu dem Gedanken einer Verbindung zwischen Oder und Elbe und wurde von Anfang an betrachtet als ein Herzstück des großen kontinentalen Verkehrszuges von der Nord- und

¹ Vgl. zum Folgenden Emanuel Ritter Proskowez, Der Donau-Oder-Kanal, 1896; K. Witke, Die schlesische Oderschiffahrt (Cod. dipl. Sil. 17), 1896, passim; H. Wendt, Schlesien und der Orient, 1916, bes. S. 115, 134, 138 ff., 164 f., 212 f., 220 und die angegebene Literatur; H. Freymark, Die Oder und die ostpreuß. Wasserstraßen. SA aus: Markmann, Die deutschen Wasserstraßen, 1938; Karl Beger, Der Oder-Donau-Kanal, in: Schles. Jahrbuch 1939, S. 84 ff. und die angegebene Literatur.

² P. J. Marperger, Neu eröffnete Wasserfahrt..., 1723, S. 90 f.

Ostsee zum Schwarzen Meere. In den Jahrhunderten der vorherrschenden Landfahrt bedeutete dieser Verkehr zwischen den damaligen Weltmeeren, der Nord- und Ostsee einerseits und dem Mittelländischen Meere andererseits, für Schlesien eine der Grundlagen seines aufblühenden Wohlstandes, indem es sowohl als Vermittler fremder Güter, wie frühzeitig schon durch die Ausfuhr eigener Erzeugnisse die günstigen Gegebenheiten seiner nach Südosten vorgeschobenen geographischen Lage zu nutzen verstand. Diese Gunst der Natur drohte sich ins Gegenteil zu verkehren, als im Zeitalter der Entdeckungen mit der aufkommenden Seeschiffahrt und der Verlagerung der Weltverkehrsstraßen Schlesien sich der Gefahr gegenüber sah, in eine verkehrsferne Binnenlage zu geraten³. Unter diesen Umständen gewann der Oder-Spree-Kanal, dessen Bau der Habsburger, König Ferdinand I., in den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts begann, für Schlesien die Bedeutung eines Anschlusses an den Weltverkehr, und so ist es nicht verwunderlich, daß es zum Teil Schlesier waren, die gerade auch durch ihre nach dem Orient gerichteten Handelsinteressen sich mit Eifer für die Verwirklichung einsetzten⁴. Daß der Plan damals mißlang, hatte seinen Grund neben äußeren Hemmnissen wohl ebenso sehr in der geistigen Haltung der Zeit, die für derlei Pläne noch nicht reif war. Rund 100 Jahre später wurde der Plan des Oder-Spree-Kanals nicht nur von neuem erörtert, sondern auch verwirklicht. Und zwar ging die Initiative gerade von Brandenburg aus, das den Plänen Ferdinands I. seinerzeit so großen Widerstand entgegengesetzt hatte. Wenn auch die allgemeinen Bedingungen für ein Gelingen jetzt günstiger waren, so verdankte der Kanal seine Entstehung letzten Endes doch nur der Tatkraft des Großen Kurfürsten. Noch Joachim II. von Brandenburg war ängstlich darauf bedacht gewesen, daß der Bau des Kanals nicht Hamburg und Stettin zu große Vorteile brächte; der Große Kurfürst sah sowohl seiner genialen Veranlagung nach, wie als Kind des 17. Jahrhunderts die Dinge politisch und wirtschaftlich in größeren Zusammenhängen, zeigte er doch dem Kaiser 1669 die Fertigstellung des Friedrich-Wilhelms-Kanals mit dem Hinweis darauf an, daß die neue Schiffahrtsstraße „vornemblich auch zu desto besserer Fortsetzung Eurer Kaiserlichen Majestät vorhabenden ungarnischen Handlung in die Türkei dienen würde“. Der Breslauer Kaufmannschaft, die sich 1664, nicht nur des Türkenkrieges wegen, sehr zweifelnd gegenüber den Schiffahrtsplänen geäußert hatte, erschien schon 1678 die Fahrt durch den „Neuen Graben“, wie der Kanal genannt wurde, als ein wichtiges Glied des eigenen Verkehrs und besonders des Durchgangshandels von Nordwest nach Südost, den sie durch die Wiederaufrichtung des dänischen Glückstädtter Zolls gefährdet sah.

Es ist bezeichnend für die europäische Blickrichtung des Großen Kurfürsten, daß er zu gleicher Zeit mit der Inangriffnahme des Oder-Spree-Kanals beim Kaiser auch die Anregung zu einer Kanalverbindung zwischen Oder und Donau vorbrachte. Man muß

³ Paul Driske, Der Wirtschaftsorganismus Groß-Breslau, 1936, S. 153, 165.

⁴ H. Wendt, Die ersten schlesischen Förderer der Oder-Elbschiffahrt. In: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. 65 S. 302 ff.

diesen Gedanken auch im Zusammenhang sehen mit der Schiffahrtspolitik des Großen Kurfürsten im Ostseeraume⁵ und wohl auch mit seiner Hoffnung, Schlesien früher oder später für Brandenburg gewinnen zu können⁶. In Wien fiel die Unregung jedenfalls auf günstigen Boden. Gehörte doch der Ausbau eines guten Wasserstraßennetzes zum einheitlich volkswirtschaftlich gerichteten Gedankengut des Merkantilismus, das sich damals immer mehr durchzusetzen begann. Zudem waren kriegerische Ereignisse, der Dreißigjährige Krieg in Deutschland und die von Österreich geführten Türkenkriege, so der Donauschiffahrt hier, wie der Oderschiffahrt dort förderlich, so daß auch die Voraussetzungen für den wirtschaftlichen Erfolg einer durchgehenden Schiffahrtsstrecke gegeben schienen. Die Verbindung sollte durch die March und die Boczwa und von hier aus durch einen Kanal nach der Oder bei Ratibor erfolgen. Es ist der von der Natur vorgezeichnete, Jahrtausende alte Völker- und Verkehrsweg durch die Mährische Pforte, die Bernsteinstraße der Römer, der hier in neuer Form dem europäischen Nord-Südverkehr dienstbar gemacht werden sollte. Der Plan kam damals wie so oft später über theoretische und praktische Vorarbeiten nicht hinaus. Der ausbrechende Krieg mit Frankreich mag der Grund dafür gewesen sein, doch gab auch gerade dieser Krieg und der gemeinsame wirtschaftliche Gegensatz Österreichs, Hollands und Englands gegen Frankreich dem Kanalplan neue Nahrung. Wie man in den eigenen Ländern die französischen Waren zu verdrängen suchte, so war man auch bemüht, die französische Vorherrschaft auf den levantinischen Märkten zu brechen. Eine den Kontinent quer durchlaufende Schiffahrtsstraße von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer schien ein gegebenes Mittel zur Erreichung dieses Ziels. Bis in die dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts hinein wurde der Gedanke im wissenschaftlichen volkswirtschaftlichen Schrifttum eifrig erörtert und, gefördert vom Wiener Kabinett, bis in alle Einzelheiten praktische Vorarbeit geleistet. Den umfassendsten Plan eines deutschen Wasserstraßennetzes überhaupt entwarf der lothringische Ingenieur Vogemont, der nicht nur eine Verbindung der Donau mit der Oder, sondern auch mit Elbe und Weichsel, ja selbst mit dem Adriatischen Meere ins Auge sah. Von 1696 bis 1712 fand er bei der Wiener Regierung das höchste Interesse und weitgehende materielle Unterstützung. Am Anfang des 18. Jahrhunderts schienen die Kanalpläne wieder besonders spruchreif wegen „der Commercien nach der Levante auf der Donau mit England und Holland besonders bei fürwahrendem Krieg mit Frankreich“⁷.

In Schlesien brachte man diesen ausgreifenden Gedanken wenig Verständnis entgegen. Die im Jahre 1710 auf Erfordern des Breslauer Oberamts eingehenden Antworten atmeten provinziellen Geist voll Bedenklichkeit und engem Eigeninteresse. Etwas verbüllt zeigten die schlesischen Stände ihre Ablehnung: Wenn Vogemont seine Pläne

⁵ Über diese vergl. Otto Meinardus in Histor. Zeitschr. 66, 1891, S. 444 ff.; ders. in Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 50, 1916, S. 1 ff.

⁶ Bgl. L. v. Ranke, Gesammelte Werke Band 25/26, Leipzig 1874, S. 518 ff.

⁷ Cod. dipl. Sil. 17, S. 250.

auf eigene Kosten und Gefahr ausführen wollte, so wäre das für den türkisch-ungarischen Handel nach Holland und England sicherlich nützlich. Doch erhoben sie gegen die Möglichkeit der Ausführung Bedenken. Diese scheinen nach einem Bericht vom Jahre 1737 ihren Grund darin gehabt zu haben, daß man für den Bestand der in Privathand befindlichen Wassereinbauten an Mühlen und Wehren auf der Oder fürchtete⁸. Die Breslauer Kaufmannschaft äußerte sich dahin, daß sie „von dieser noch in weitem Felde stehenden Sache, und da, wie es scheint, nur Schlösser in die Lust damit gebauet werden, bis dato keine nähere Explikation zu thun vermöge“. Doch schon 1718 griff „ein gelehrter Freund in Schlesien“ auf die Vogemontsche Erfindung der Rollbrücken zurück in einem Vorschlag, diese Rollbrücken zum Besten der zurückgegangenen schlesischen Commerzien anzuwenden, um damit „die Communication der Oder mit der Donau durch die Hülfe der Flüsse March und Boczwa zuwege zu bringen, damit solcher Gestalt auch unserem armen Vaterlande aus dem Türkischen Commercienratifikat ein Vortheil zuwachsen könnte“⁹. Schon ohne die Verwirklichung des Kanalplans war dieser türkisch-österreichische Handelsvertrag, der bald nach dem Frieden zu Passarowitz 1718 abgeschlossen wurde, sowie die darauf folgende längere Friedenszeit dem schlesischen Orienthandel förderlich. Günstig hätte sich für Schlesiens Durchgangshandel nach dem Südosten auch der Vorschlag des österreichischen Hofkammerrats Schierendorff ausgewirkt, einen durchgängigen Schiffahrtsweg von der Ostsee bis zur Adria mit Hilfe eines Oder-Donau-Kanals herzustellen, wenn auch die Breslauer Kaufmannschaft i. J. 1727 „viel eher um die Eröffnung des moskowitischen Handels durch die Ukraine als über die Ostsee“ seufzte¹⁰. Der Übergang der Odermündungen von Schweden an Preußen i. J. 1720 eröffnete Aussichten auf das Zustandekommen des von Schierendorff geplanten europäischen Durchgangsverkehrs. Doch zogen sich die Verhandlungen zwischen Österreich und Preußen durch Jahrzehnte hin, bis diese Frage für Österreich durch den Verlust Schlesiens gegenstandslos wurde.

An den Höfen zu Berlin und Dresden verfolgte man die Entwicklung der Kanalpläne mit höchster Aufmerksamkeit. Der preußische Resident in Wien erinnerte 1702 an seinen „vor Jahr und Tag“ nach Berlin gegebenen Bericht über das Vorhaben „der neuen Schiffahrt aus Engel- und Holland über Hamburg, Berlin, Breslau und Wien bis nach Konstantinopel“. Die niederösterreichischen und mährischen Landstände¹¹ wären gewillt, die Möglichkeiten einer Kanalverbindung durch Kommissionen in Augenschein nehmen zu lassen und erwägen, „ob die Elsa auf der einen und die March¹²

⁸ Cod. dipl. Sil. 17, S. 313.

⁹ ebd. S. 278.

¹⁰ ebd. S. 298.

¹¹ Letztere hatten sich auch schon 1553 und 1559 mit dem Gedanken der Marchschiffahrt im Zusammenhang mit den damaligen Kanalplänen beschäftigt.

¹² Elsa und March.

auf der anderen Seite in die Oder zu leiten sei¹³. 1732 gaben die kgl. preußischen Räte in Wien zur Kenntnis, daß das „bekannte Projekt“ der Donau-Oderverbindung mit Hilfe der March wohl bald wieder angeregt werden würde¹⁴. Am Hofe zu Dresden betrachtete man die österreichischen Pläne, „die holländische und englische Handlung nach der Türkei“ durch die Oder und die Waag oder die March zu leiten, mit scheelen Augen, und man stellte i. J. 1705 Erwägungen an, wie der Handel, der jetzt aus Holland nach Hamburg, dann über Berlin, Schlesien, Mähren und Österreich gehe, auf die Elbe über Dresden gezogen werden könnte. Die ausgesprochene Vermutung, daß auch die Breslauer ihre Güter nach Österreich, Böhmen und Mähren sicherlich über Dresden gehen lassen würden, nahm man wohl selbst nicht ganz ernst¹⁵. Leipzig, die alte Rivalin Breslaus im Wettbewerb um die Vorherrschaft im Handel nach Ost- und Südosteuropa, hatte schon seinerzeit den Bau des Oder-Spree-Kanals zu hinterstreben versucht.

Die Schlesischen Kriege mit der Angliederung Schlesiens an Preußen und die folgende strenge Zollabsperrung gegen Österreich konnten der Weiterentwicklung des Kanalprojekts nicht förderlich sein. In Preußen hatte man den Gedanken zunächst wohl ganz ad acta gelegt¹⁶, und in Breslau war die Erinnerung an die ernsthaften Bemühungen um den Kanalbau um 1760 schon völlig in den Hintergrund gedrängt. Aus den Begleitworten, mit denen der Breslauer Ratsherr Lipius i. J. 1764 den unter alten städtischen Akten gefundenen Vogemontschen Plan mit Kartenbeilagen dem Provinzialminister übersandte, spricht eine leise Verwunderung, „daß der Wienerische Hof unter der vorigen Regierung wirklich darauf bedacht gewesen, die Vereinigung der Donau mit der Oder zu versuchen“. Obwohl aber nun „diese Sache nach der Regierungsveränderung in Schlesien weiter von keinem Nutzen sein“ könne, „und an die Ausführung dieses Entwurfs zu gedenken, ratio status“ verbiete, so übersende er, Lipius, doch dem Minister diese Karten, die dieser „wegen der sehr accuraten Zeichnung“ vielleicht anderweitig verwenden könne¹⁷. Auf dem Balkan hätte der Bau eines durchgehenden Wasserweges nach der Nord- und Ostsee damals sicherlich lebhafsten Beifall gefunden, zeigte doch der türkische Gesandte, als er 1763 auf dem Wege an den preußischen Hof durch Breslau kam, hier das größte Interesse für die Flussschiffahrt nach Berlin und Hamburg.

In Wien betrieb man die Kanalpläne wohl im großen Rahmen weiter. Zur Zeit Josephs II. entwarf ein belgischer Ingenieur-Offizier, Maire, sicherlich im Auftrage

¹³ Preuß. Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. I Nr. 42 A fol. 232.

¹⁴ ebd. Rep. 19 Nr. 69.

¹⁵ Dresden, Hauptstaatsarchiv, Loc. 7399, Die Handlung oder Commercienvesen aus Engel- und Holland durch Sachsen und Böhmen nacher Wien belangend ao. 1705.

¹⁶ Über Kanalpläne und -bauten in Schlesien vgl. H. Fechner, Wirtschaftsgeschichte S. 53.

¹⁷ Cod. dipl. Sil. 17, Handeremplar von K. Wutke, loses Blatt.

des Kaisers, den Plan eines Wasserstraßennetzes für das damalige Deutsche Reich von der Adria bis an den Rhein. Alle größeren Flüsse sollten untereinander und mit der Adria verbunden werden, insonderheit auch die Donau mit der Elbe, Oder und Weichsel¹⁸. Auch Teilstudien der geplanten Schiffahrtsstraße fanden das rege Interesse des Wiener Hofes, so die von öffentlicher und privater Seite betriebene Schiffsbarmachung der March. Wenn auch hier meist Lokalinteressen vorwalteten, so kam doch in diesem Zusammenhange i. J. 1780 und wieder 1805 der Oder-Donau-Kanal zur Sprache. Nun zum ersten Male tauchte der Vorschlag auf, die Verbindung nicht durch die March und die Bečva und dann durch einen kurzen Kanal zur Oder herzustellen, sondern durch einen den Marchlauf begleitenden „Lateralkanal“, ein Gedanke, der bis in die heute der Ausführung nahe gerückten Pläne sich erhalten hat. Die napoleonischen Kriege und die Kontinentalsperre mit der durch Frankreich und England gefährdeten Seeschiffahrt haben diesen Gedanken sicherlich neue Nahrung gegeben. Noch 1817 beschäftigt Kaiser Franz selbst die Frage einer durchlaufenden Wasserstraße vom Adriatischen Meere zur Ostsee. Über die anbrechende Zeit der Eisenbahngegründungen schob den Kanalplan gänzlich in den Hintergrund. Mit der Eisenbahn glaubte man das entscheidende Transportmittel für Massengüter gefunden zu haben. Doch gerade die für den Absatz besonders der oberschlesischen Bergwerks- und Hüttenprodukte ungünstige Entwicklung der Eisenbahntarife des Inn- und Auslandes war es, die auch in Schlesien den Ausbau der Wasserstraßen und damit im Zusammenhang den Bau des Oder-Donau-Kanals als die erhoffte Lösung des für das verkehrferne Schlesien so schwierigen Verkehrsproblems erscheinen ließ. Als seit 1870 in Österreich die verschiedenen Pläne des Kanalbaues wieder lebhaft zur Erörterung kamen, als sich Vereine und Kommissionen für den Kanalbau einzetzten und Ungarn diesen Plänen die größte Aufmerksamkeit zuwandte, machten auch die Schlesier diese Sache zu ihrer eigenen. Zeitungsartikel, die Verhandlungen des oberschlesischen Berg- und Hüttenvereins, Veröffentlichungen der Breslauer und Oppelner Handelskammer legen Zeugnis davon ab. Die „schlechte Harmonie der Nationen“ in dieser Frage schien überwunden und ein einheitlicher mitteleuropäischer Wirtschaftsraum in Bildung begriffen. Ein „deutsch-österreichisch-ungarischer Binnenschiffahrtstag“, der in gemeinsamen Beratungen und Arbeiten die Planung auch des Oder-Donau-Kanals vorwärtstrieb, wurde 1896 gegründet. 1911 konnte der große Breslauer Geograph Joseph Partsch in seiner schlesischen Landeskunde die Hoffnung aussprechen, daß der Donau-Oder-Weichsel-Kanal, „dessen Aussichten sich merklich bessern“, in naher Zukunft wirklich zustande kommen würde¹⁹. Der Krieg 1914/18 stellte die Wichtigkeit

¹⁸ A. Delwein, Das Donau-Oder-Kanalprojekt. Schriften des Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Verbandes für Binnenschiffahrt, Heft 2, Berlin 1896, S. 4.

¹⁹ J. Partsch, Schlesien. Eine Landeskunde. Bd. 2, S. 391.

H E I M A T E R D E

des Kanals wieder ins hellste Licht²⁰. Doch der unglückliche Ausgang des Krieges und die folgende schwere Wirtschaftskrise bedeuteten auch für alle in dieser Richtung gehalten Hoffnungen eine schwere Enttäuschung. Indessen blieb der Kanalbau nicht nur ein immer wacher Wunsch, sondern auch — und gerade in Schlesien — ein Gegenstand beständiger ernsthafter Erforschung der praktischen zukunftsreichen Möglichkeiten²¹.

Mit der Schaffung des Großdeutschen Reiches, mit dem Versuch einer Neuordnung im Donauraum, mit den großzügigen innerdeutschen Kanalbauplänen und dem alten Gedanken des Anschlusses des deutschen Wasserstraßennetzes in den europäischen Ostsraum hinein steht der Bau des Oder-Donau-Kanals heute unter so günstigen Bedingungen wie nie zuvor in seiner Geschichte. Die Beziehungen Deutschlands und Schlesiens zu dem in wirtschaftlichem Aufstieg begriffenen südosteuropäischen Raum haben sich in den letzten Jahren in ungeahnter Weise verdichtet. Ihr enger Zusammenhang auch gerade mit der geplanten Wasserstraße zeigt sich darin, daß seit 1938 auf der Breslauer Südostmesse der modern ausgebauten Ostseehafen Stettin, einer der ersten deutschen Seehäfen, mit einem besonderen Werbepavillon vertreten ist. Die seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts stetig vervollkommenen Strombauten an der Oder, noch in jüngster Zeit die Anlegung großer Staubecken in Oberschlesien und der Bau des Adolf-Hitler-Kanals haben beste Voraussetzungen geschaffen, den Strom Schlesiens zu einem europäischen Großschiffahrtswege zu gestalten. Der Bau des Oder-Donau-Kanals wird nicht nur Schlesien immer lebendiger in den deutschen Wirtschaftsräum verflechten und die Bedeutung des Oderstromes als einer der tragenden Faktoren für die wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches steigern, Schlesien wird dadurch auch noch stärker als bisher für seine traditionelle Aufgabe, Verbindungen nach Südosteuropa zu schaffen, ausgerüstet werden. Aus dem Kanalbau werden sich gerade für diese Verbindungen in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung Folgen ungeahnten Ausmaßes ergeben²². Die 1924 ausgesprochenen Worte eines Breslauers über die Bedeutung des Oder-Donau-Kanals haben auch unter den heutigen veränderten politischen Verhältnissen noch ihre volle, ja, wenn möglich, noch erhöhte Gültigkeit: „Gerecht wird unseren wirtschaftlichen Wünschen eine gute Oderwasserstraße werden. Im höchsten Maße alle unsere Wünsche erfüllen wird nur der Donau-Oder-Weg. Er wird uns Brot und Arbeit bringen und die europäischen Nationen zum späteren schwersten Kampf zur Erhaltung Europas verbinden“²³.

²⁰ Vgl. H. Freymark, Die Handelskammer Breslau 1849—1924. Festschrift der Industrie- und Handelskammer Breslau, 1924, S. 154 f.

²¹ Einer der verdienstvollsten Vorkämpfer dieses für Schlesien so notwendigen Kanalbaus ist der frühere Breslauer Handelskammershynkus Dr. H. Freymark.

²² Vgl. R. W. Krugmann, Südosteuropa und Großdeutschland, 1939, S. 193 ff., bes. S. 197, 199 f.

²³ Dr. Schulze im „Münchener Wasserstraßen-Jahrbuch 1924“, vgl. Joh. Franz Meierle, Der Donau-Oder-Elbe-Kanal und seine Bedeutung für die schlesische Industrie. Schriften der Industrie- und Handelskammer Breslau, H. 2, 1929, S. 4.

WOLFGANG WIENTZEK †

HEILIGE ERDE,
LEISE WIE UHRENSCHLAG
FUHL ICH DEINEN HERZENSSCHLAG
UND JEDE GEBÄRDE.

ICH WEISS, WAS DEINE WALDER RAUSCHEN;
EIN JEDER BAUM
ERZÄHLT MIR SEINEN TRAUM,
UND JEDEM MUSS ICH LAUSCHEN.

DEINE RUNEN KANN ICH LESEN
UND SCHAU IN JEDEN QUELL HINEIN
UND TIEF HINEIN
IN MEIN EIGENES WESEN.

FEINSTE WURZELN FÜHREN
VON DIR ZU MIR,
VON MIR ZU DIR,
AN DIE DARF ICH NICHT RÜHREN.

Bemerkungen zu den Breslau-Bildern von Georg Nerlich
Von Bernhard Stephan

Es ist für eine Stadt, der über 700 Jahre Zeiten und Schicksal ihre Züge eingraben, fast eine Naturnotwendigkeit, daß sie gesehen und erlebt wird in der Gesamtheit ihrer Erscheinung, in dem ineinanderwirken des Bodens, auf dem sie erstand und wuchs, und in der Gestalt, die Geist und Hand ihr formend gaben. So erscheint diese Stadt selber als Stadtlandschaft. Denn mit der Landschaft verbinden wir den Gedanken von Urzusammenhängen, des Gewordenseins und Gewachsenseins und des Geprägetwerdens durch den Menschen. Eine solche künstlerische Auffassung der Stadt im „Stadtbilde“ verwirklicht sich gerade in unseren Tagen. Der Maler, der Breslau als Stadt und zugleich als Landschaft malte, die alte Stadt und zugleich unser heutiges Breslau, er wußte ihre Physiognomie nicht nur zu erforschen, sondern zu deuten, eben weil er das Stadtbild zur Stadtlandschaft weitete. Stadtlandschaft bestimmt sich von dem baulichen Gefüge der Stadt her und begreift die Natur in sich ein oder besser, sie geht ebenso der geschichtlich sich entwickelnden Siedlung nach wie dem unveränderlichen Walten der Natur. Sie sieht die Kräfte des ordnenden und gestaltenden Menschen und die Gesetze der Natur in Harmonie und vermag so auch Gegensätze zu überwinden, die zwischen gedachter Planung und scheinbarer Zufälligkeit sich ergeben. So ist sie auch in der Lage, das Überkommene und das Heutige zu vereinigen, die Großartigkeit der Vergangenheit darzustellen, die neu gewordenen Formungen in sich aufzunehmen und auch der Zukunft, der Planung und dem Sinn des Kommenden ihren Raum und ihr Recht zu lassen.

Wer das Schaffen des Breslauer Malers Georg Nerlich verfolgt, dem wird dieser neue Gedanke der Landschaftsmalerei, die vom Stadtbilde ausgeht, um die Natur zu erobern und die sich eng an die Natur anschließt, um in sie als eigenes Wesensbild die Stadt einzurichten, sehr deutlich offenbar werden. Dabei vollzieht sich das Eigentümliche, daß diese Landschaft des Menschen entraten kann, obwohl sie doch so sehr sein bauendes und planendes Einwirken enthält. Seines Erscheinens als Figur auf der Bühne dieser Stadtlandschaftsbilder bedarf es nicht. Es gibt keine Staffage in diesen Bildern Georg Nerlichs. Sie nehmen den Betrachter in die Intensität und

Weite ihrer formenden Geistigkeit ganz unmittelbar auf, öffnen sich ihm rein im Da-sein ihrer geschauten Werte.

Georg Nerlich, der aus Oppeln stammt, malte so schon die Bilder dieser seiner Heimatstadt an der Oder, ihren Lebenszusammenhang mit dem Strom, mit der Substanz des Bodens, auf der sie als die „weiße Stadt“, Stadt des Zementes, erwuchs. Als er dann in Breslau in der Nähe der Sandkirche, der Gneisenaubrücke, der Mühlen wohnte, suchte er auch hier der Stadt, ihrer Geschichte – und der Natur gleichermaßen gerecht zu werden. Das Schlesische Museum der bildenden Künste in Breslau besitzt das Gemälde der „Breslauer Mühlen im Winter“ vom Jahre 1926. Den Hauptraum nimmt der vereiste Strom ein, die Oder im Schnee; die einengende Stadt wird in der Unbestimmbarkeit ihres Häusergrans fühlbar. Doch behauptet sich das Naturhafte: das Wehr, der Bretterkahn und überall die Farben des Winters, die, soweit es eben möglich ist, wie unter einem Schleier blühen.

Schon in diesem Bilde tritt das Bestreben hervor, möglichst viel von der Stadtlandschaft zu ergreifen, einen Überblick zu gewinnen. Dies haben viele herrliche Bilder aus der „Turmsicht“ dann erreicht. Georg Nerlich ist der Entdecker neuer Blicke über die Stadt. Dabei tritt das, was der Maler will, nämlich das geschichtliche und landschaftliche Breslau, als ob es sich selber dente, vereint zutage. Er holt die Landschaft in das Bild herein, ihm ergibt sich immer ein Horizont. Auch als er den Rathaussturm malte, war die Sicht so gewählt, daß der Blick, über die Dächer hinweg, den Stadtrand erfaßte. Die Absicht geht dahin, das Verschiedene, das Ganze zu geben, nicht topographisch, doch so, daß es nur diese bestimmte Stadtlandschaft Breslau, wo und wie sie auch gesehen sei, sein kann.

Damit wächst die Bedeutung der Oder in den Breslauer Stadtbildern Georg Nerlichs. Sie zerklüftet die Stadt, sie breitet sich ruhig, wie spiegelnd, mit ihren Brücken. Die Scharfsichtigkeit für das Einzelne, für das der Maler ganz besondere Prägungen findet, zeichnerisch und in der Farbe, sichern den Stadtausschnitten, dem barocken, dem gotischen Breslau, dem ernst ragenden Turm der Elisabethkirche, den geschweiften Giebeln mit dem Kuppeldach bei St. Matthias, dem Treppenrund der Jahrhunderthalle ihre Einmaligkeit. Zeichnung und Farbe können nur für dieses Breslau gelten, aus seinem Erleben sind sie geschöpft. Von den Bildern der letzten Zeit ist das „Grabmal des Angelus Silesius“ genannte so sehr bezeichnend für das Eigene und Neue in Georg Nerlichs Stadtbildern: sie sind Klang, der in früheren Bildern der Sandkirche wie ein Choral der Farben fühlbar wurde und jetzt wie eine Stille und milde Trauer sich über das Bild senkt, ein ehrfürchtiges Gedenken und Sinnen aus der Weihe dieser Stätte, die mit dem Namen des Cherubinischen Wandersmannes, mit Kloster und Kirche der Kreuzherren mit dem roten Stern zu St. Matthias, mit dem Geistesleben Breslaus vom Ende des 17. Jahrhunderts verbunden bleibt. Merkwürdig, daß gerade dieses Bild doch wieder so rein mittelalterlichen Charakter wahrt, wirklich das alte Breslau darstellt, zugleich die Zeiten aufhebt und das Wesen sprechen läßt. So, wie der Künstler die Altstadt, die Innenstadt Breslaus durchwandert, so zieht es

ihn hinaus in die ebene Landschaft um die Stadt. Jetzt wohnt er so, daß er von seinem Fenster aus über den Parkwipfeln die Jahrhunderthalle sieht! Er malte sie mehrmals im Blick aus dem breiten Fenster, den Jahreszeiten folgend. Er malte das Sportfeld gleichsam aus der Vogelschau, um die moderne Planung nachzugestalten, er malte die Siedlung Zimpel, so wie sie ist, gesehen drüber von Wilhelmshafen her: das Gut, die Einzelhäuser der Eigenheime, und hinter dem grünen Flächenstück dann die gereichten Wohnstätten, die herausragenden Türme, weit wieder am Horizont forschend und entfernte hohe Schornsteine, Türme hineinnehmend. Dabei im Vordergrund Acker, die wenigen Bäume, über allem ein kühler Wolkenhimmel. In Wilhelmshafen, nach der anderen Seite blickend, ist ihm der Gedanke zu dem Bilde gekommen, das jetzt auch im Schlesischen Museum der bildenden Künste in Breslau hängt, zur „Oderlandschaft im Winter“ (1939). Hierin nun scheint das, was aus der Stadtbildlandschaft die Landschaftsmalerei macht, im schönsten Sinne verwirklicht. Enthält diese Oderlandschaft nicht ebenso alles Natürliche, traumhaft fast, wie auch das von Menschen Organisierte? Breit nimmt den Vordergrund die winterliche Oder ein, über die der Blick in die Weite der Landschaft geht bis zu den flimmernden Dächern der Häuser von Drachenbrunn. Dunkel teilt Wald das Bild, dann die große Kurve des Dammes, vor allem die schnurgräde trennende Linie des Nadelwehrs, an der das Bild hängt, wie an einer fein messenden Waage. Wie aber lenkt dieses Bild leise zum Ewiggleichen der großen Natur! Die Bäume starren, von Luft umfangen und scheinen doch Wärme in sich zu tragen, wie auch der Wald auf der Insel noch Leben hegt, das auf den Flächen des Schnees sein farbiges Licht aufscheinen läßt. Wie Signale rufen helles Gelbgrün, Grün und Gelb im Bilde, auch Zinnober. Dies verstärkt die lebendige Spannung, die noch einmal in dem Gegensatz des Weiß, das vorherrscht, zum Blau des Wassers, in dem tintig der Inselwald sich spiegelt, stark und bestimmend zum Ausdruck kommt.

Im Jahre 1939 entstand das Bild: „Scheitnig“. Hinter der Paßbrücke in ihrer technisch struktiven Form, über das Eisengestänge der Bogen hinweg, sieht man den Park und dahinter die Jahrhunderthalle, auch die Dachflächen des Messehofes und ein Stück der Poelzighallen, wieder aus landschaftlichem „Turmblick“, diesmal drüber vom Anthropologischen Institut am Hobrechtsufer. Im nächsten Jahre formte sich das umfangreiche Bild: Breslau (1940). Breit gelagert die Stadt der Ebene. In wunderbarer Kurve, teilend, verbindend und ordnend, stille Teichfläche und Bewegungsstrom in einem: die Oder. Häuser und Türme, Uferland und Inseln, Vergangenheit und Gegenwart, wie nahe berührt uns dies alles. Über den Horizont hinaus wächst schlesisches Land. Der Berg der Ebene, der Siling, grüßt über Raum und Zeit. – Bilder sind Zeugnisse des Lebens, auch sie selber sind Geschichte. Natur und Mensch treten sich immer wieder neu gegenüber. Georg Nerlichs Stadtlandschaften sind ein gültiger Beitrag der Kunst zu einem großen Thema: nicht mit Worten der Gelehrsamkeit und des Wissens, sondern, was mehr ist, aus gestaltender Empfindung und Erkenntnis.



Das barocke Breslau (1939)



Gemälde von Georg Nerlich: Breslauer Mühlen (1926)



Das schlichte Kreuz von Eisen

Aufnahme: H. Semm

DAS SCHLICHTE KREUZ VON EISEN

Von A. Wienicke, Katowiz

Vor 100 Jahren starb Karl Friedrich Schinkel. 1941 ist darum eine wichtige Gedächtniszeit für diesen preußischen Baumeister. Über das Gedenken muß mehr als eine erinnernde Würdigung seines Werkes sein. Der Schöpfer des Ehrenmales Unter den Linden ist in seiner umfassenden Größe viel zu wenig erkannt worden. Hier hat die Gegenwart oft noch Neuland zu erschließen, und es wird sich immer wieder erweisen, daß Schinkel zu den bedeutendsten Vertretern des preußischen Stiles gehört. Sein Schaffen strahlte aus in alle Teile des Landes. Auch Schlesien weist bedeutende Spuren seiner schöpferischen Tätigkeit auf. Wir erinnern uns hierbei des Eisernen Kreuzes, das vor allem in Gleiwitz gegossen wurde. Eine kurze Würdigung dieses Ehrenzeichens soll die Brücke von der Gegenwart zur Vergangenheit schlagen. An diesem einen Beispiel wird hoffentlich die lebendige Wirkung Schinkels bis in unsere Tage deutlich.

Gehen wir aus von der Stätte, an der das schlichte Kreuz zuerst gegossen wurde. Der Außenstehende vermutet in dem oberschlesischen Industriegebiet kaum eine solch stille Erinnerungsstätte, wie sie uns in den Gleiwitzer Hüttenwerken begegnet. Dieser Bereich der rauchenden Schloten scheint nur der Gegenwart, nur dem industriellen Aufschwung der Neuzeit zu dienen. Aber wer einen Einblick in die niemals ruhende Welt gewonnen hat, der weiß, daß wir auch hier Stätten des besinnlichen Verweilens begegnen. Zu ihnen gehört das kleine, gediegen gebaute Geburtshaus des Eisernen Kreuzes inmitten der heutigen Arbeitsplätze.

Eine schlichte Erinnerungstafel ist an dem Gebäude angebracht. Sie wurde aus dem gleichen Metall gefertigt wie das nachgebildete Ehrenzeichen darüber. Wir müssen nahe herantreten, um die wenigen Säze zu entziffern. Dort heißt es bedeutungsvoll: „In diesem Hause wurden im Jahre 1813 die ersten Eisernen Kreuze von der Kunstgießerei Gleiwitz gegossen. Den Entwurf des Eisernen Kreuzes schuf Karl Friedrich Schinkel. Das Modell fertigte Friedrich L. Beyerhaus.“

Der Name des Modelleurs begegnet uns oft in der Geschichte des Gleiwitzer Eisenkunstgusses. In Potsdam ist Beyerhaus geboren, in Berlin erfolgte seine Ausbildung. Eine der letzten Arbeiten in dieser Stadt war das Wachsmodell des Eisernen Kreuzes. Da-

nach wurden die Gussvorlagen für die Berliner und die Gleiwitzer Gießerei hergerichtet. Im oberschlesischen Hüttenamt ist noch heute das Zinnmodell vorhanden. Es redet deutlich von der Schlichtheit des heroischen Symbols. Es offenbart uns die preußische Einfachheit seines Modelleurs, vor allem aber seines Schöpfers, der auch in dem Kernlande Preußens geboren ist.

Schinkel stammte aus Neuruppin in der Mittelmark und wirkte in Berlin. Das gab der strengen Gesinnung, der Einfachheit und schlichten Größe dieses Künstlers das Gepräge. Carl von Lorck sagt einmal von ihm: „Außer der gleichsam spartanischen, preußischen Struktur verleiht Schinkel seinem Werk einen Hauch ionischen, süßen, anschmiegenden und zierlich-feingliedrigen Formsinnes. Die Spannung zwischen den beiden verschiedenen Gestaltungsarten, der Schlichtheit und dem Reichtum, der Größe und der Feinheit wird meisterhaft ausgeglichen.“ Was seine Kunst im Großen offenbart, das zeigt sich am Eisernen Kreuz im Kleinen.

Diese Erkenntnis hat uns am tiefsten der große Deuter des „Preußischen Stiles“ aufgewiesen. Man vergleiche nur einmal die Herbheit des Ehrenmales Unter den Linden mit der Herbheit des eisernen Ehrenzeichens, um die ganze Tiefe seiner Betrachtung zu spüren, die in den Säzen gipfelt: „Stil liegt im Großen wie im Kleinen, und gerade, wenn es sich um einen Monumentalstil handelt, wie dieser preußische und berolinische dem Willen nach war, – dann werden seine Züge in den allgemeinen Umrisslinien liegen und an jedweder Einzelform wiederkehren. – Die napoleonische Zeit hatte römische Siegesbogen im arc de triomphe verdreifacht: Napoleon plante einen noch ungeheureren Ruhmestempel zur Verherrlichung der großen Armee. Und doch war das schlichte Kreuz von Eisen monumentaler in der Form und ewiger im Gedanken, weil nicht Selbstlob, sondern die Not eines Volkes dahinterstand und in einem vollkommenen Symbole erfaßt war.“

Gneisenau hatte die völlige Wandlung nach dem Schmachfrieden von Tilsit, den neuen Geist der Befreiung, mit den Worten beschworen: „Vor allen Dingen schafft Eisen an: eiserne Brust, eisernen Willen und Waffen!“ Tiefster Widerhall solchen Sehnschts war Schinkels Eisernes Kreuz, das nach der Stiftungsurkunde „durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in zwei Klassen getragen“ werden sollte. Gleiwitz, der südöstliche Zipfel Preußens, war die Geburtsstätte der hohen Auszeichnung. In Schlesiens Hauptstadt erfolgte der Erlass des Königs. Für beide Orte gilt, was Steffens, der vaterländisch gesonnene Lehrer an der Breslauer Universität, von den schlesischen Frühlingstagen des Jahres 1813 zu sich selber sagte: „Wie oft hast du dich beklagt, daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert wurdest: und sie ist jetzt der alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden. Hier fängt eine neue Epoche der Geschichte an.“ „Die Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes“ und der „Aufruf an mein Volk“ wenden sich an jeden einzelnen im Vaterland. Sie atmen den Geist der neuen Zeit, und es ist kein Zufall, daß beide in der gleichen Nummer der „Schlesischen Zeitung“ veröffentlicht wurden.

130 Das Eiserne Kreuz gemahnte in seiner Form an die Ordensritter Ostpreußens, die im

Mittelalter ein ähnliches Zeichen auf ihrem Gewande trugen. Ihnen war der kämpferische Einsatz im ostdeutschen Kolonisationsgebiet eine heilige Sache. Die Befreiungskriege waren von gleichem Geiste erfüllt. Max von Schenkendorf, der Freiheitsdichter aus Tilsit, sang deshalb zum Ruhme des neuen Ehrenzeichens:

Wär das alte Kreuz von Wollen,
Eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten, was wir sollen,
Was der Männer Herzen füllt.
Denn nur Eisen kann uns retten,
Und erlösen kann nur Blut
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Übermut.

Schinkel fand das stärkste Sinnbild der eisernen Zeit. Und Gleiwitz war die rechte Geburtsstätte dieser hohen Auszeichnung. Dort entstanden die besten Geschüze gegen den Korsen. Dort blieben alle Arbeiter von der Aushebung befreit, weil der kriegswichtige Betrieb unvermindert erhalten mußte. Front und Heimat wirkten in gleichem Geiste, das offenbart uns diese Maßnahme.

Helden der Front und der Heimat empfingen von hier die gleiche Auszeichnung. Denn bald kam zu dem Eisernen Kreuz für die tapferen Krieger das gleiche Kreuz am weiß-schwarzen Band für die zu vollem Einsatz bereiten Helfer in der Heimat. Unter anderen empfing Hippel, der Schöpfer des „Aufrufs an mein Volk“, der spätere Regierungspräsident von Oppeln, diesen Orden.

In kurzer Zeit wurde das Eisene Kreuz überhaupt das Sinnbild des Kampfesmutes. Es zierte darum auch das Löwendenkmal in Gleiwitz, unter dem die Freiheitskämpfer ruhen, die im Lazarett dieser Stadt gestorben sind. Die gewaltigen Siege der Befreiungskriege bedingten, daß neben den beiden Klassen für jedermann auch das Großkreuz öfter verliehen wurde. Nach der Stiftungsurkunde konnte es nur „der Kommandierende für eine gewonnene Schlacht, für die Wegnahme einer bedeutenden Festung oder für die anhaltende Verteidigung einer Festung erhalten“. Blücher und Dorck von Wartenburg empfingen als Führer der schlesischen Armee diese höchste Auszeichnung. Für den Marschall Vorwärts wurde nach seinem Erfolg über Napoleon im Jahre 1815 noch ein besonderer Orden geschaffen. Das Eisene Kreuz, von goldenen Strahlen umgeben, zierte seitdem seine Uniform. Nur Generalfeldmarschall von Hindenburg erhielt später diesen Blücherstern.

König und Volk waren so erfüllt von der unvergänglichen Bedeutung dieses Ehrenzeichens, daß die Anbringung des Eisernen Kreuzes an allen Fahnen der siegreichen Truppen erfolgte. Ebenso erhielt es einen Ehrenplatz in den Standarten und seit 1816 in der Kriegsflagge der preußischen Flotte. Auch an der Berliner Siegespforte, am Brandenburger Tor, sollte es für immer angebracht werden. Nach Schinkels Entwurf

131

empfing die Siegesgöttin des Viergespannes eine Panierstange, die mit dem schlichten Zeichen geziert war.

Friedrich Wilhelm III. begrüßte diese sinnreiche Lösung und dankte Schinkel für die Schöpfung des Eisernen Kreuzes in besonderer Weise. Er verehrte den Künstler einen schwer goldenen, mit einem Edelstein geschmückten Ring. Der preußische Baumeister trug dieses kostbare Geschenk bis zu seinem Tode. Auch die Erben achten diese königliche Gabe. Schinkels Urenkelinnen, die lange Jahre in Katowitz wohnten, bewahrten das Schmuckstück unter den wertvollen Erinnerungen. Erst als sie im Jahre 1937 als deutsche Optanten von den Polen ausgewiesen wurden, verlor Oberschlesien diese lebendige Verbindung mit dem großen Baumeister. Es wäre darum wünschenswert, wenn im Schinkeljahr 1941 sein Name dauernd mit einer bedeutenden Schule und einer schönen Straße der neuen Hauptstadt verbunden bliebe. Bemühungen hierfür sind im Gange. Hoffentlich ist ihnen Erfolg beschieden.

Gerae Schinkels Herlichkeit und einfache Größe könnten guten Klang gewinnen in einer Stadt, die allzuviel von den Merkmalen der Gründerjahre aufweist. Betrachten wir noch einmal das Eiserne Kreuz genauer, um seine ganze Schlichtheit zu empfinden. Nichts zierte die dunkle Schaufläche des Ehrenzeichens. Eichenblatt, Jahreszahl und königliche Insignien waren ursprünglich für die Rückseite vorgesehen. Erst allmählich entwickelte sich der Brauch, diese verzierte Fläche als Vorderseite zu wählen. Bei der Erneuerung des Eisernen Kreuzes hielt man 1870, 1914 und 1939 an dieser Gewohnheit fest.

Das Ehrenzeichen, das anfangs im wesentlichen nur Preußen erhielten, wurde mehr und mehr zu einem deutschen Dank für soldatische Tapferkeit. Die nationalsozialistische Weltanschauung fand einen bereiteten Ausdruck in der Stiftungsurkunde vom 5. September 1939. Die große Idee des Volksganzen, der unverbrüchlichen Reichseinheit ließ Schinkels Eisernes Kreuz zu vollster Wirkung kommen. Kein Orden hat je für alle Volkschichten ohne Standes- und Rangunterschiede solch hohe Bedeutung gewonnen. Das Eiserne Kreuz allein ist heute in verschiedenen Stufen die höchste Auszeichnung für Tapferkeit vor dem Feinde.

Tiefstes Sinnbild seines großdeutschen Wertes ist die Verleihung des ersten Ritterkreuzes mit dem Eichenlaub an General Dießl. Für seinen Einsatz im hohen Norden empfing der tapfere Offizier der Ostmark das schlichte Kreuz von Eisen. Es gibt kein vollkommeneres Sinnbild deutschen Soldatentums, deutscher Schlichtheit und Größe.

Das Schinkelsche Nationaldenkmal für die Befreiungskriege auf dem Kreuzberg bei Berlin trägt das Eiserne Kreuz als krönende Zier. Seine Inschrift ist uns heute Erfüllung und Mahnruf zugleich. Sie sagt von dem Ehrenzeichen, was alle Zeit gelten mag:

Den Gefallenen zum Gedächtnis,
Den Lebenden zur Anerkennung,
Den künftigen Geschlechtern zur Nachreicherung.

FRIEDRICH GOTTLIEB ENDLER

Von W. Konwiarz

Aus der großen Zahl der schlesischen und oberschlesischen Künstler und Kunsthändler um 1800 verdient F. G. Endler die besondere Beachtung des Heimatfreundes. In einer Zeit, in der man sich infolge der allgemeinen Lebenshaltung von allem Ge-künstelten und Steifem wieder der Natur und der Schönheit der Landschaft zuwandte und sie bewunderte, sammelte er in jahrelanger Arbeit Zeichnungen schlesischer und oberschlesischer Städte, Dörfer und Gegenden, um sie in laufender Folge zu Kupferstichen umgearbeitet, zu veröffentlichen. Durch seine Kunst machte er die oft abgelegenen und unbekannten Schönheiten seiner Heimat einem weiten Kreise zugänglich. Schon allein der „Breslauische Erzähler“, eine Wochenschrift in den Jahren 1800 bis 1809, von Fülleborn herausgegeben, enthält etwa 500 Endlersche Kupferstiche mit Landschaften und Figurenbildern und ist, ganz abgesehen von dem künstlerischen Gehalt, ein Beweis seines außerordentlichen Schaffens.

„Dafür nun, daß er Schlesien sich selbst sowie dem Auslande von seiten seiner Schönheiten immer mehr darzustellen und interessant zu machen versucht, verdient er allein schon den warmen Dank jedes patriotischen Schlesiens“, so urteilt ein Chronist im Jahre 1809 über ihn.

Friedrich Gottlieb Endler wurde am 17.3.1763 in Lüben als Sohn eines Ziegärtners geboren. Er wurde in seiner frühen Jugend angehalten, das Handwerk seines Vaters zu lernen, aber bald ließ ihn seine Vorliebe für das Zeichnen einen anderen Beruf einschlagen. Mit 13 Jahren übergab ihn der Vater dem Unterricht eines damaligen Lübener Bauinspektors. Da ihn dieser aber weniger im Zeichnen unterwies als vielmehr zu Hausharbeiten anhielt, ging er nach Breslau. Hier arbeitete er bei dem Baukondukteur Kunckel, dem Amtsvorgänger von Karl Gottfried Geisler. Von der künstlerischen Formgebung des Letzteren legen viele Bürgerhäuser, vor allen Dingen aber Schloß- und Bäderbauten Schlesiens, ein bereites Zeugnis ab. Karl Maximilian Kunckel, der auch in der Provinz zahlreiche Bauaufträge ausführte — wie die kürzlich aufgefundenen, von ihm signierten Pläne von Schloß- und Wirtschaftsbauten beweisen — unterwies nun den jungen Endler in der Architektur.

Obwohl er als Gegenleistung für seine architektonische Ausbildung seinem Lehrer Kundel jahrelang Kostenanschläge und Entwürfe für dessen Bauten anfertigte, stellte ihm dieser schließlich eine Liquidation von 150 Reichstalern auf. Es kam wegen dieser Forderung zu einem Prozeß, den Endler verlor.

Er unterbrach nun seine architektonische Laufbahn und, um Geld zu erwerben, gab er Unterricht im Zeichnen. In dieser Zeit illustrierte er das „Naturalienkabinett“, eine Abhandlung des Gelehrten Börner mit etwa 300 Blättern Vögel und Insekten nach der Natur in Aquarell, wofür er eine gute Bezahlung erhielt. Scheinbar war ihm diese Erwerbsquelle doch nicht sicher genug, denn er kehrte 1782 wieder zum Baufach zurück. Seine zeichnerischen Leistungen sowie seine künstlerische Fähigung als Architekt mußte zu dieser Zeit stark sichtbar gewesen sein. Karl Gotthard Langhans, schon damals in Schlesien als Schöpfer einer neuen Baukunst durch den Bau des Hatzfeldschen Palais, der Kirchen zu Glogau, Groß Wartenberg und Waldenburg, der Schlösser Dyhernfurth und Romberg und vieler anderer Bauten als „Schlesischer Vitruv“ begeistert gefeiert, nimmt Endler, den er vorher schon bei Kondukteur Kundel kennengelernt hatte, im selben Jahr in sein Amt auf. Hier bei Langhans, als Kgl. Kammerkondukteur angestellt, arbeitete nun Endler von 1782 – 1786. Als eigene Arbeiten jener Zeit sind zu nennen die Gräflich Schlabrendorfsche Familiengruft in Seppau, sowie ein im Japanstil gehaltenes hölzernes Teehaus im Park daselbst, welches vor einigen Jahren wegen Baufälligkeit abgebrochen werden mußte. Während seiner Tätigkeit als Bankkondukteur in Breslau hatte Endler Gelegenheit, mit den bekanntesten Architekten, Malern und Bildhauern in Verbindung zu treten. Es ist anzunehmen, daß er hiervon später Nutzen zog, da er viele ihrer Werke und Bauten in seinen Kupferstichen festgehalten hat.

Im Jahre 1786, dem Zeitpunkt der Übersiedlung von Karl Gotthard Langhans nach Berlin als Kgl. Geheimer Kriegs- und Oberbaurat, nahm auch F. G. Endler seine Demission aus dem Breslauer Amt, da er von seinem geringen Gehalt nicht leben konnte und die gewünschte Zulage von 50 Reichstalern nicht erhalten hatte.

Er widmete sich nun vollständig der Kupferstechkunst und blieb ihr bis zu seinem nach 1830 erfolgten Ableben treu. Zunächst nur mit einzelnen Arbeiten, dann aber immer intensiver trat F. G. Endler mit Ansichten schlesischer Lustgärtner und Landschaften an die Öffentlichkeit, wobei auch Porträts bekannter Persönlichkeiten, wie der damalige Kronprinz und der Minister Höym, nicht fehlten.

1786 veröffentlichte er die Ansichten der Rabensteine und des Backenfalles, Arbeiten, deren Erfolg ihn den einmal eingeschlagenen Weg weiter verfolgen ließen.

In den folgenden Jahren erschienen die Gegenden von Hirschberg und Warmbrunn, dann 12 Zeichnungen, die Lustgärtner Breslaus enthaltend. 1794 die „Vaterländischen Blätter zum Nutzen und Vergnügen“, 1798 bis 1800 die „illuminirten Abbildungen schlesischer und gläzischer Gegenden, 25 Hefte mit Beschreibungen“. Von 1800 bis 1809 wurde der schon erwähnte „Breslauer Erzähler“ wöchentlich mit einem Kupferstich ausgestattet und schließlich gab er 1809 bis 1824 mit Scholz den „Schlesischen



Waldtempel zu Landeck.



Die Hohenloehütte



Ansicht der Fornashütte mit 3 Hohen Oeden

"Naturfreund" heraus, den er mit illuminierten, also farbigen Kupfern, versah. Als einer seiner letzten Arbeiten schließlich ein Büchlein „Der Bobten und seine Umgebung in Kupfern für Liebhaber ländlicher Partien und angehende Landschaftszeichner“. Auch die Ehefrau nahm an dem Schaffen ihres Mannes tätigen Anteil. „Endlers Gattin ist nicht nur die getreue Gefährtin seines Lebens, sondern auch seiner Kunst. Ihr gehört eigentlich die Erfindung des Farbdrucks in englischer Manier“, schreibt 1802 J. A. Weigel in seiner geograph-naturhistorischen Beschreibung Schlesiens.

Wenn man nun sein gewaltiges Lebenswerk zusammenfassend betrachtet, muß man die Feststellung machen, daß es wohl keine Landschaft Schlesiens gibt, die sein Griffel nicht festgehalten hätte und kein Gebiet der Architektur, das er nicht der Darstellung für wert hielt. Die Ansichten der meisten schlesischen und oberschlesischen Städte, die alten gotischen oder um 1800 neu erbauten Kirchen und Häuser, die alten Stadttore und Befestigungsanlagen, die neu erstandenen schlesischen Bäderbauten, die Siedlungen Friedrichs des Großen, Schlösser und Herrensitze mit ihren Vorwerken und schließlich die Zeugen der im Aufbau begriffenen ländlichen Industrien wie z. B. die Königs- und Hohenloher Hütte in Oberschlesien, nach Zeichnungen J. Schnabels, sind in ihrer damaligen Gestalt durch seine Kunst unserer Anschauung erhalten geblieben. An diesen Beispielen wird ersichtlich, daß seine Aufmerksamkeit nicht nur der Natur allein geschenkt hat, sondern als Baukünstler seine Neigung zur Architektur gegeben war. Dort aber, wo Natur und Kunst sich begegnen, in den neuangelegten Parkanlagen jener Zeit ist Endler Meister in der Darstellung neuer und reizvoller Partien. Neben den Anlagen von Scheitnig, Buchwald, Militzsch, Osseg, Dalkau, Dyhernfurth, Lissa, Rosenthal usw. sind vor allem die Schloss- und Parkanlagen von Karlsruhe, die in ihrer Abgeschlossenheit inmitten der um 1800 noch viel gewaltigeren Wälder Oberschlesiens das Auge jedes Natur- und Kunstreundes entzückten, die Endler zur liebevollen Darstellung anregten. Wenn auch mancher seiner Kupferstiche nach eingesandten Zeichnungen erfolgen mußte, kann dieses seine Leistungen nicht schmälern. Er ist ein Meister der Landschaftsydylle des Biedermeiers.

Er schreibt z. B. in der Vorbemerkung zum 4. Heft seiner illuminierten Abbildungen von schlesischen und gläzischen Gegenden „Wegen der oft schnellen Veränderungen mancher Orter finde ich zu bemerken nötig, daß ich zu den hier folgenden Kupfern schon vor zwei Jahren die Zeichnungen und Nachrichten gesammelt habe“ und bei der Beschreibung der Gröditzburg z. B. heißt es „bei diesem Anblick wünschte ich mir die Kraft, diese schöne ammige Landschaft so darstellen zu können, wie sie vor meinem Auge sich aufstut. Aber hier müßte selbst die Kunst eines Claude Lorrain bescheiden zurücktreten.“

In diesen Worten zeigt sich eine Einstellung zu seiner Arbeit, zugleich aber auch sein Verhältnis zu Natur und Heimat. J. G. Endler, der unermüdlich seine Kunst für Schlesien einsetzte, muß gerade heute unserer Anerkennung und Dankbarkeit gewiß sein, und wenn der wenigen deutschen Meister um 1800, die Schlesiens Schönheiten darstellten, gedacht ist, dann möge auch sein Name nicht vergessen sein.

GENERALFELDMARSCHALL HELMUT VON MOLTKE UND SCHLESIEN
(1825 – 1891)

Bu seinem 50. Todestage am 24. April

Von E. Burkert

Es ist ein besonderer Genuss, in den Briefen zu lesen, die Helmut von Moltke, der Generalfeldmarschall des Zweiten Reiches, im Laufe der Jahre an seine Angehörigen – besonders seine Mutter und Geschwister und seine Frau – geschrieben hat. (Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls von Moltke – Mittler u. Sohn.) Da finden wir auch immer wieder Stellen, die seine Vorliebe für Schlesien zeigen, so, wenn er z. B. am 25. 3. 1828 an seine Mutter schreibt, . . . er „sehne sich, wieder eine Reise nach dem lieben Schlesien machen zu können . . .“ Diese Liebe zum Schlesierlande war in seinem öfteren, längeren oder kürzeren schlesischen Aufenthalt begründet.

Schon 1825 war Moltke das erstmal in Schlesien. Als 25jähriger preußischer Leutnant kam er wegen eines Halsleidens nach Ober-Salzbrunn. Über die Wirkung dieses Aufenthaltes lesen wir in einem Briefe an die Mutter: „Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen wie hier, was für mich so gut sein mag wie der Gebrauch des Brunnens . . .“ Im Wagen des Grafen von Wartensleben, des Vaters seines Freundes, besucht er die „köstlichen Burgen der Umgegend“, an denen er sich „nicht satt sehen kann“, und auch die Aldersbacher Felsenstadt, wo ihm der große Wasserfall als das Schönste in diesem seltsamen Sandsteinengebirge erscheint.

Am 13. 9. 1825 berichtet er über eine Fahrt mit dem Grafen Reichenbach ins Riesengebirge . . . „Der Stand meiner Finanzen war zwar so niedrig wie der des Wetterglases, aber alles ging noch gut.“ Sie fahren über Waldenburg, Landeshut, den Landeshuter Kamm, wo ihn die unbeschreibliche Aussicht entzückt, nach Schmiedeberg. Hier verlebt er einen Tag beim Schwager Reichenbachs, dem Prinzen Reuß, im Steinhaus – „wie in einem Feenschloß“. Allein besteigt er die Schneekoppe, wird für die großen Anstrengungen durch die erhabende Aussicht belohnt, nimmt für die Mutter Veilchenmoos von der Koppe mit und kehrt über Schmiedeberg und Landeshut, teils zu Wagen, teils zu Fuß, nach Salzbrunn zurück. „Die Partie wird mir unvergesslich bleiben und hat mich noch nicht einen Taler gekostet“. Vierzehn Tage später schreibt er der Mutter

vom beabsichtigten Besuch in Görlitz und Breslau . . . „Die schöne Zeit in Salzbrunn ist vorüber. Nie wird es mich gereuen, hier gewesen zu sein.“

Interessant ist die damalige Stellungnahme des jungen Leutnants zu den Frauen. Die junge Gräfin Reichenbach scheint tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, so daß er wohl einmal daran gedacht hat, sie seiner Mutter als Schwiegertochter zuzuführen. Von den in Salzbrunn anwesenden Damen aus sehr reichen und sehr vornehmen polnischen Kreisen aber, die ihn umschwärmten, schreibt er der Mutter: „Diese Leute sind zwar gebildet, unterhaltend und lustig, aber sie überschütten einen mit einer Artigkeit, die man bei Deutschen Aufförlinglichkeit nennen würde – und eine polnische Schwiegertochter möchte ich Dir doch nicht verschaffen!“

Drei Jahre später, im August 1828, ist er wieder in Schlesien – diesmal aus anderem Grunde: Von Frankfurt aus, wo er als Lehrer an der Divisionsschule wirkt, kommt er zu topographischen Aufnahmen in unsere Grenzprovinz. Neben seinen dienstlichen Aufgaben hat er mancherlei schöne persönliche Erlebnisse. In Grüttenberg bei Dels ist er auf dem Gute des Herrn von Kleist einquartiert und schildert der Mutter die reiche schlesische Gastfreiheit und daß er wie ein Sohn des Hauses betrachtet werde und sich vollkommen gesund und sehr zufrieden fühle.

Auf dem Schloß Schön-Briese, Kreis Dels, das dem Grafen Koszoth gehört, fühlt er sich im Kreise hochgebildeter, kunstverständiger Menschen ebenfalls besonders wohl. Der Graf liebt und pflegt Dichtkunst, Malerei und Musik, und Moltke nennt die Zeit „einen Sonnenblick an einem dunklen Herbststage“ und beschreibt der Mutter z. B. das Schloß, seine herrliche Bildergalerie, den schönen Park und die schlesische Geselligkeit in begeisterten Worten. Öfter fährt er mit der gräflichen Familie in einem mit vier polnischen Pferden bespannten von einem „zwar nicht immer ganz nüchternen, aber sehr geschickten“ Rutscher geleiteten Wagen zu benachbarten Familien, z. B. nach Bohran zu den Schwerin, nach Domsen zu den Poser, nach Bessel und Goschütz zu den Reichenbach. In Goschütz werden im prachtvollen Musiksaale sogar Opern aufgeführt, zu deren dankbarsten Zuhörern Moltke gehört, wobei er die schöne und musikalisch begabte junge Gräfin Gößen besonders bewundert. Er tanzt auch lustig beim schlesischen Erntekranz auf der Tenne und schaukelt mit den jungen Gräfinnen, und der Denker besteigt sogar den Pegasus und richtet an die Damen Verse voll tiefer Empfindung. – In den im Jahre 1890 erschienenen „Erinnerungen“ schildert Frau von Schimpff, geb. Gräfin Koszoth, die 1828 als junges Mädchen in Brieseen gerade konfirmiert wurde, wie beliebt und geachtet Moltke allgemein war, und am Weihnachtsabend 1828 erhielt er aus Brieseen einen kleinen gepunkteten Weihnachtsbaum aus schlesischer Erde und ein besonderes Paket mit dem Postzeichen Dels mit zwei Gemälden des Grafen und vielen kleinen persönlichen Geschenken.

Und wieder locken ihn die schlesischen Berge. Im Briefe vom 18. 8. 1828 erzählt er von einem sechstägigen Besuch in Salzbrunn, wo er 90 Becher Brünnchen trinkt, und von einer Wanderung über den Riesengebirgskamm nach Schreiberhau mit feinsinnigen Naturbeobachtungen und plaudert u. a. von seinem Liebling, dem Zackenfall, und einer

Übernachtung in einer Glashütte am Zicken, vom Besuch des Kochelsalles und des sagenumwobenen Rynast und empfängt tiefe Eindrücke von den ehrwürdigen Trümmern der Burgen des Bolkenhainer Ländchens.

Im Jahre 1835 — er ist schon Hauptmann im Großen Generalstab, kommt er zur Besichtigung der Grenze abermals nach Schlesien. Wieder zeigt uns ein Brief an seine Mutter — aus Wiegandstal im Isergebirge —, wie die schlesische Landschaft ihn anzieht. Er hat den Dybin bei Zittau und das Schloß Friedland in Böhmen besucht, die Tafelsicht und die Landeskronen bei dem schönen Görlitz bestiegen, ist zu den prachtvollen Trümmern des alten Bergschlosses Greiffenstein geritten, weil er immer in der Natur Unregung findet, und will noch Flinsberg, Warmbrunn und Hirschberg besuchen. Über auch die Nothlage der schlesischen Leinenweber greift ihn ans Herz, und schließlich skizziert er auch selbst schöne Gebäude und Gegenden, z. B. den Görlitzer Untermarkt und die Schweidnitzer Kirche.

Im Laufe seines besonders schnellen militärischen Aufstieges verknüpfen den nunmehrigen Oberst nun auch persönliche Beziehungen zu Breslau. Als erster persönlicher Adjutant und militärischer Lehrer begleitet er den Prinzen Friedrich Wilhelm — späteren Kaiser Friedrich III. —, als dieser die Führung der 11. schlesischen Grenadiere übernimmt. Anfang 1857 empfängt Breslau feierlich seinen königlichen Gast. Das Breslauer Leben spiegelt sich nun besonders wieder in den prächtigen Briefen Moltkes an seine Frau. Sie zeigen sein liebevolles Verständnis für die Angelegenheiten der um 25 Jahr jüngeren Gattin, geben uns aber gleichzeitig auch ein anschauliches Bild vom Leben der damaligen Breslauer Gesellschaft, das durch die Geselligkeit des Winters und den bevorstehenden Karneval besonders glanzvoll ausgestaltet wird. „Ganz Breslau“, schreibt Moltke der Gattin, „ist in Bewunderung für den Prinzen —, hier drängen sich Feste und Lustbarkeiten —“.

So berichtet der große Schweiger als liebenswürdiger Plauderer von Ballen und Jagden des schlesischen Adels beim Fürsten Pleß, Grafen Burghaus, Grafen Henkel, beim Major von Mutins, Mörschelwitz, bei Bobten, und beim Fürstbischof — von Theater — und Leseabenden, z. B. beim Fürsten Carolath — von den Festen der Breslauer Kaufmannschaft in der Börse, vom öfteren Besuch des städtischen Theaters, an dem berühmte Gäste auftraten und wo der Prinz von der Stadt „im prachtvoll dekorierten, mit Gas strahlend erleuchteten Hause bei unübertrefflichem Buffet gefeiert wird.“ Ein Maskenball des Barons von Tschirschky in dessen Palais, Neue Sandstraße 18, wo ihn zwar „der verwünschte lackierte Schuh drückt“, wird von ihm besonders launig geschildert. Er erzählt auch „seiner lieben süßen Marie“ vom Schlittschuhlaufen auf dem Breslauer Stadtgraben und gibt ihr den Rat, diese Kunst auch fleißig zu üben. — Zur Geselligkeit gehören dann auch die vormittägigen Rendezvous. Bei einem solchen Korsos auf dem „Longchamps“ von Breslau — „einer trost- und baumlosen Chaussee“ — erscheinen elegante Reiter und Equipagen, aus denen man Blumen, Bonbons und Konfetti wirft, und auch der schon 57jährige Lehrer des jungen Prinzen beteiligt sich daran.

Aber auch ernster Arbeit gehört die Breslauer Zeit. Täglich finden kriegswissenschaftliche Vorträge statt, bis der Breslauer Aufenthalt durch Reisen des Prinzen an den Rhein und Moltkes nach Berlin auf einige Zeit unterbrochen wird.

Im zweiten Teil der Breslauer Zeit interessieren uns mannigfache Ausflüge in die Provinz, nach Trebnitz in den prachtvollen Buchenwald und zum Grabe der hl. Hedwig, „wo man nachts einen sonderbaren Schein sieht“, nach Sibyllenort mit seinem „Armidenspalast“, mit den Brüdern Humboldt nach Ottmachau zur alten bischöflichen Burg, nach Reichenstein, wo in ihrer Gegenwart eine Spange gegossen wird aus dem einzigen preußischen Golde, aus dem auch später die Trauringe des Prinzen gefertigt wurden.

Im Juni, während des berühmten Breslauer Wollmarktes, der in Gemeinschaft mit den Pferderennen den schlesischen Adel in der Hauptstadt zusammenführt, findet ein großes Fest mit brillantem Ball beim Prinzen im Schloß statt. Es erscheint Moltke beinahe etwas zuviel Geselligkeit zu sein. Aber die großen Manöver bieten Gelegenheit zu anderer Arbeit. Breslau ist zwar nach Moltkes Berichten jetzt ganz verödet, denn „alles, was fort kann, ist auch fort“. Ein Bad in der Oder bringt ihm manchmal Erfrischung. Aber nun führt der große Mentor seinen lernbegierigen Telemach auf die schlesischen Schlachtfelder, auf denen der Große Friedrich und der alte Blücher ihre Siege errangen. Und am Schlusse der Manöver gehts wieder in die schlesischen Berge, deren schönste Punkte Moltke in seinen Briefen wieder trefflich schildert: das Eulengebirge, Waldenburg, Charlottenbrunn, Warmbrunn, Erdmannsdorf, Fischbach, die Josephinenhütte ... In Langenbielau trinkt er beim Grafen Sandrecks einen Wein, den Maria Theresia Friedrich dem Großen geschenkt hatte, der aber trotz dessen nicht, wie mancher vermutet hatte, vergiftet war!

Dann gibt Graf Pückler allen Breslauer Bekannten in Schönfeld noch ein Abschiedsfest, und bald kehrt Moltke mit dem Prinzen nach Berlin zurück.

Wenige Zeit später wird er Generalstabschef der Armee. Bald ist sein Name unsterblich in der preußisch-deutschen Geschichte.

Nach großer Zeit, in der er sich unvergänglichen Ruhm erwarb, kehrt er als Guts-herr nach Schlesien zurück. Seine Liebe zum Schlesierlande war gewiß auch mitbestimmend dafür, daß er 1867, als es ihm möglich geworden war, eigenen Grundbesitz zu erwerben, sich nicht in seiner mecklenburgischen Heimat ankaufte, sondern in Schlesien und hier das Rittergut Kreisau bei Schweidnitz erwarb, das er durch Ankauf der Güter Grädig und Wierischau vergrößerte und zu einem Mustergut gestaltete.

Am Weihnachtstage 1868 aber hatte ihn der schwerste Schlag seines Lebens getroffen — der Tod seiner geliebten Frau Marie geb. Burt, einer Nichte von ihm, mit der er seit 1842 in glücklichster, wenn auch kinderloser Ehe gelebt hatte. Am Abend des 2. Weihnachtsfeiertages überführte Moltke die Tote nach Schlesien, wo der Sarg zunächst, getragen von den Schulzen und Gerichtsmännern der Güter, in der Kreisauer Kirche beigesetzt wurde. „Ich hoffe“, schreibt Moltke an seine Schwägerin, Ende des Jahres 1868, „zum Frühjahr mit einer kleinen Begräbniskapelle für Marie und mich

fertig zu werden — ich hatte geglaubt, ich würde sie zuerst für mich bauen ... Sie wird nahe vom Schloß auf einem kleinen Waldhügel errichtet, von wo man eine weite und liebliche Aussicht auf das schlesische Gebirge hat.“ Im Sommer 1869 fand die feierliche Beisetzung in diesem Mausoleum statt. Aber noch einen zweiten Sarg mußte Moltke hierhertragen lassen, ehe er selbst dort zur Ruhe kam. Im März 1883 starb seine Schwester Auguste, die zweite Mutter seiner Frau, die nach deren Tode den Haushalt in Berlin und Kreisau in selbstloser Liebe geleitet hatte und die er in der Kreisauer Kapelle beisezten ließ.

Seit dem 29. April 1891 schläft nun hier auch der am 24. 4. in Berlin gestorbene große Schlachtendenker in schlesischer Erde den ewigen Schlaf. Die Geister der auf den schlesischen Schlachtfeldern Gefallenen umschweben die Kapelle, darin der deutsche Feldherr ruht. Ein segnender Christus — eine Nachbildung der Figur von Thorwaldsen — breitet die Hände über die Toten. Ein Wort der Schrift, von Moltke selbst ausgewählt, kündet den Geist, in dem die hier Ruhenden ihr Leben gestalteten:

„Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung!“

W A H L S T A T T 1 2 4 1

G E R H A R D K U C K H O F F

Gott prüfte dich, geliebtes Schlesierland,
Land mit dem Strom, der tiefe Lieder summt,
Und warf des Kampfes heißen Fackelbrand
In deinen Wald. Da war das Lied verstummt,

Das Lied urdeutscher Sehnsucht, und die Kraft
Trat würdevoll und herrlich auf den Plan.
Gepanzert stand die deutsche Ritterschaft
Und hob das Schwert gen den Tatarenwahn.

Von allen Äckern strömten sie herbei,
Aus allen Wäldern rief das deutsche Blut.
Einstimmig war und laut der deutsche Schrei
Und wogte ehern an die fremde Flut,

Die beutegierig, grell im Osten stand.
Lebend'ge Mauer stürzte sich auf sie,
Und zum Gericht ward jede deutsche Hand
An dem Gewürme, das die Hölle spie.

O unermäßlich kroch das Feindgezücht,
Es wuchs unheimlich, quoll und schwoll hervor.
Die deutschen Ritter aber wankten nicht
Und hielten ihre Häupter stolz empor.

Und schlugten drein und kämpften bis zuletzt,
Und kämpften bis zum Tod — doch bis zum Sieg.
War auch die letzte Fahne schon zerfetzt,
Das letzte Herz verstummt: ein heiliger Krieg,

Für dich, geliebtes Land! er war vollbracht.
Und als dein Letzter fiel, dein stillstes Kind,
Da ging ein Schüttern durch die Sternennacht,
Da beteten die Wälder und der Wind,

Die Sterne staunten, wie so namenlos
Und wunderbar die deutsche Treue war. —
Saatacker Schlesien, immer warst du groß
Und zeigst dich groß in jeglicher Gefahr!

Von Josef Wiesfalla

Als am Abend des 20. März 1921 das Ergebnis des Abstimmungssieges bekanntgegeben wurde, stand ich auf dem Regierungsplatz in Oppeln in einem Strom von Menschen, der unabsehbar auch die Nachbarstraßen anfüllte. Der spontane Jubel ließ die Fensterscheiben erkittern, und als das Deutschlandlied verklangen war, starnten wir alle mit heißen Augen zum Regierungsgebäude hinüber, wo eine sogenannte Interalliierte Kommission sich das Recht angemaßt hatte, unsere deutschen Herzen noch extra zu befragen. Nun hatte sie die Antwort. Und sicherlich war den Herrschäften ein wenig bange zumute, denn plötzlich trat eine Kompanie Alpenjäger ins Gewehr und ging auf ein Kommando mit aufgepflanzten Bajonetten gegen die Menschenmauer vor. Ein Ge lächter, wie es Oppeln wohl noch nie erlebt hat, empfing die ängstlichandrängenden Alpenjäger. Dann schallte ihnen ein Pfeifkonzert entgegen, das sie kaum jemals vergessen werden. Ich glaube, es hätte damals nur eines Befehls bedurft, und der Gewaltspuk wäre für diesen Tag von den Massen weggefegt worden. Aber wir waren in einer solchen Hochstimmung, daß wir außer abgrundtiefer Verachtung keinerlei Haß gegen den Poilu empfanden und ihm nur die klägliche Rolle zu fühlen gaben, die er hier als Handlanger von Rechtssverbrechern zu spielen hatte.

Offiziere strebten von allen Seiten nach dem Regierungsgebäude, vom Deutschlandlied in den Kaffees und Gaststätten aufgeschreckt. Sie hielten ihre Reitpeitschen geflüsstlich gesenk, von selbst öffneten sich ihnen die Gassen, damit sie schneller zu ihrem General kämen, der hente eine so entscheidende Niederlage erlitten hatte. Die sonst so übermüdigen Franzosen waren an diesem Tage sehr still und zurückhaltend. Damals mögen sie begriffen haben, daß Volkes Stimme Gottes Stimme ist. Aber die Lehre war bald vergessen, und wenige Tage später wälzten sich deutsche Menschen, die einen Polenspion auf der Straße anprangerten, in ihrem Blute.

Jetzt nach zwanzig Jahren werden die französischen und englischen Zungen des Abstimmungstages sich dieser Stimme erinnern dürfen, die ihnen später und noch bis in die letzte Zeit durch den Mund des Führer immer wieder warnend entgegenklang. Wer nicht hören will, muß fühlen! Das sind wohl unter aller Gedanken am 20. Gedenktag des oberschlesischen Abstimmungssieges, um den wir fast 20 Jahre betrogen worden sind. Kattowitz ist Hauptstadt im großen vereinigten Oberschlesien. Wer hätte einen solchen Sieg vor 20 Jahren zu träumen gewagt!

Von Hans Rastin

Der Friedhof in Klosterbrück liegt auf einem kleinen Hügel, eine dunkle Holzkirche und alte Bäume überschatten ihn. Nicht weit davon entfernt, blinkt ein heller Oderstreifen zwischen den Feldern. Die Stille des Himmels sei diesem Ort geschenkt, so meinen seine Besucher. Ein rechter Totenhügel ist es, vielleicht von den Vorfahren in früher Zeit schon dazu aussersehen. Eines der Grabzeichen — viele davon neigen sich zur Erde hin — trägt die Aufschrift: Hier ruht ein unbekannter Selbstschutzkämpfer. Über der Schrift steht, vomrost besessen, das achtspitzige Ordenskreuz, das die Selbstschutzgräber schmückt und den Adel ihrer Toten kennzeichnet. Unbekannt und Selbstschutzkämpfer — zwei Worte, die die Größe eines Opfers, die Tragik eines Todes umfassen und die blutig-bittere Wirrnis einer vergangenen Zeit heraufbeschwören. Zeitliches und Ewiges sind durch sie verbunden.

Es ist ein seltsames Grab, denn nicht jener, für den es einst ausgeworfen wurde, ruht darin, sondern einer seiner Kameraden. Der Name, der zuerst auf diesem Grabkreuz stand, wurde wieder ausgelöscht: sein Träger war nicht tot und ist unversehrt aus den Aufstandskämpfen in sein Dorf zurückgekehrt. Das Sturmbataillon vom Annaberg hatte aus der Reihe seiner Toten einen Falschen nach Klosterbrück gesandt. Die Erde deckt ihn hier für immer, er ist unbekannt geblieben. Wer könnte sein Grab sorgsamer pflegen als die Angehörigen des damals Totgesagten! Die Blumen darauf sollen den Unbekannten als lieben Bruder grüßen, der nach dunkler Irrfahrt eine Heimat fand. Wir wissen nicht, wo ihn die Polenkugel niederstreckte: Im Wald von Hohenkirch, in der Bergschlucht von Mariengrund, oder oben auf der Sprentscher Höhe. Es war ein heißer Tag und die Lust flimmerte über den Gräsern. Noch immer saß der Feind auf dem Berg, wie glühender Regen schlug es in die dünnen Reihen der Stürmer und mancher sank leuchend und taumelnd an den Hängen nieder. Wenn der Berg nicht fiel, war alles mißlungen! Rauchend und flammend würde die Zerstörung um sich greifen, alle wären der Mordlust stumpfer Horden, dem Martern, dem Bersleischen preisgegeben. O Land, o Heimat! Sie stürmen weiter hinauf, die in langem Krieg gehärteten Frontsoldaten und die Jungen daneben, sie vollenden den

Lauf zum hohen Ziel. Standest du in der Schwarzen Schar, unbekannter Kamerad? Vielleicht sahst du den beginnenden Abend noch vor Bergstadt und Annengrund. Standest du auf dem Lastwagen, der mit versteckten Waffen auf umlauerten Waldwegen fuhr? Schwammst du über die Oder, auf welchen Wegen schlugst du dich durch, Verfolgter? Über der Sturm auf den Berg hat dich besreit! Gegen drei Feinde kämpfte der Selbstschutzmann und alle drei wurden geschlagen: die polnische Übermacht, die feindliche Besatzung und die eigenen Staats- und Amtsvertreter, die ihn verließen und verleugneten.

In unserem Gedenken stehst du wieder auf, unbekannter Kämpfer, und trägst die Züge aller Heimattreuen. Viele Selbstschutzgräber, in den Wäldern verstreut, sind zurückgesunken in die Erde und mancher, der das gleiche Zeichen trug wie du, stiller Kamerad, hat, in einem Grenzwinkel verscharrt, kein Grab gefunden. Wer hat es je so bitter verkündet, das Leid von damals, so bitter wie es wirklich war? Lange wurden die Taten der Heimattreuen nicht genannt; die Toten waren vergessen. Die Treue schien müde, ihr Sieg wurde verkleinert und kostbares Land, heimisches Land, ging verloren. Aber das Edle ist ewig, die Treue gewann ihre Stärke zurück, erneuerte Kräfte wirkten. Und als eines Tages neue Kämpfer in unvergleichlicher Macht nach Polen marschierten, kamen viele wieder am Annaberg vorbei. Da heftete dieser und jener in der Kolonne lange den Blick auf die Kuppe des Berges, denn er hatte mitgestürmt im blutigen Mai 1921. Diesmal wurde der gleiche Feind geschlagen und vernichtet. Endlich wurde das Grenzland frei und weit. Aber auch dieser Sieg hat Opfer gekostet und es traf sich wohl auch, daß diesmal der Bruder eines gefallenen Selbstschutzkämpfers für die Heimat starb. — Deine Kameraden sind weitergestürmt, unbekannter Selbstschutzkämpfer! Zwischen den alten und neuen Heldenräubern aber liegt keine Grenze und eine größere Heimat hütet für immer ihrer tapferen Toten gleichlautendes Vermächtnis. —

Vor 20 Jahren

Josef Wiesallas Beitrag „Der Abstimmungstag“ und Hans Kastins „Unbekannter Selbstschutzkämpfer“ erinnern an Oberschlesiens Not und schweres Schicksal vor 20 Jahren. Wiesallas Beitrag ist ein Nachtrag zum Märzheft 1941 der „Schlesischen Stimme“, das wir ganz der Erinnerung an den oberschlesischen Abstimmungskampf widmeten — Aus den dunklen Jahren nach dem Weltkriege strahlen das Bekenntnis der Heimattreuen vom 20. 3. 1921 und der Annabergsieg vom 23. 5. 1921 wie ein erstes Wetterleuchten und ein Morgenrot der deutschen Freiheit. — In den folgenden Jahren schien es öfters, als sei ein Teil der Opfer jener oberschlesischen Kampfjahre nach dem Weltkriege umsonst gewesen; und wir empfanden, wenn wir zu unserm Annaberg aufblickten, ähnlich wie Hans Niekrawieß, als er die Verse prägte: „Gange zu reden an, heiliger Berg. / Deine Toten sind stumm, und unversöhnt / vollendete sich über zerrissenem Werk / das erste bittere Jahrzehnt. / Singe das Lied — aber leise, ganz leise — / vom Knaben, der sich hinaufgesiegt / und lange in einsamer Schneise / begraben und vergessen liegt.“

Heute, nach 20 Jahren, wissen wir, daß die Opfer damals nicht umsonst gebracht wurden. Der Führer und die deutsche Wehrmacht haben die Rechnung der Heimattreuen und des oberschlesischen Selbstschutzes den Polen gegenüber bis auf den letzten Heller einkassiert und beglichen.



BEIM EINZUG DEUTSCHER TRUPPEN IN OST-OS.

VON RUDOLF FITZEK

Die Heimat frei! Ein Taumel überrasst uns!
Aus unterird'schen Tiefen brach ein Strom
vor unsren Augen brausend an das Licht
und reißt im Drange seiner mächtigen Fluten,
erlogenес und erstohl'nes Räuber gut
unwiderstehlich unter sich begrabend,
dich, mich, uns alle in die Freiheit fort!

O leidgeprüfte Erde unsrer Heimat,
wo jeder Stein von unserm Kampfe zeugt
und jeder Fußbreit unsre Seufzer trank!
Wie mancher Streiter war dahingesunken,
verzweifelnd, daß noch eine Wende komme,
und jeder, der in seine Lücke trat,
sah noch in todeszähem Widerstand
mit hartem Blick den nahen Untergang!
Nun reißt die Flut auch alle Gräber auf,
und neu gewappnet treten in die Reihen
die toten Kämpfer, siegreich zu vollenden!
Denn niemals, niemals soll die Freiheit enden!

D A S H O L Z W E R K A L T E R W I N D M U H L E N

Von Werner Grundmann, Gleiwitz

So mancher deutsche Junge hat einmal mit pochendem Herzen die Treppe einer alten Windmühle erstiegen und hat mit staunenden Augen das mächtige Balkenwerk betrachtet, das bei der dauernden Erschütterung während des schweren Arbeitsganges ächzte und stöhnte. Während er tief in Gedanken versunken noch den von Mehlstaub ergranten riesigen Hausbaum anstarrte, kam der ebenfalls mehlbestäubte Müllermeister, der ihn mit einem Scherzwort aus seinen Gedanken riß, um ihn dann im Innern des Hauses die zitternde Stiege hinaufzuführen und dem Fragenden den Gang der Mühle von oben bis unten zu erklären. Er sprach von der Kraft des Windes, von der Übertragung dieser Kraft durch Flügelwelle und Getriebe auf den großen Mahlstein und zeigte die verschiedenen Mehlsorten, die da unten in Säcke eingefüllt werden. Jedoch bei dem Krach der Balken und Schütteln des Bodens und bei der Vielheit derindrücke in dem gedrängten Raum war es dem Knaben nicht möglich, den Worten des Meisters zu folgen. Er nickte nur und schaute mit weiten Augen und offenem Munde und vergaß sogar dem Meister zu danken, als dieser ihm in der Tür lächelnd zum Abschied die Hand reichte und ihm noch nachrief, er solle nicht die Treppe draußen herunterfallen; denn die Stufen seien glatt vom Moos. Lange ging ihm das Geräusch der Mühle noch im Kopf herum und es fielen ihm all die merkwürdigen Geschichten ein, die er von einsamen Windmühlen gelesen hatte, in denen um Mitternacht . . .

Romantik der Jugend — und doch berührt es einen seltsam, wenn man später bei der Ahnenforschung einem Windmüller begegnet, da steht es: Weiland meister Grundmann George, Erwindtmüller in Woidnig gestorben 23. März 1756, 58 Jahre und 3 Monate alt. Man schlägt in alten Innungsbüchern nach, die im Herrnstädter Museum verwahrt werden — 1773 ist hier das Müllermittel errichtet — und schon auf den ersten Seiten findet man unter dem 19. Mai 1773: „Übrigens trat der Meister George Grundmann vor ein lösliches Mittel und bat, seinen Sohn Gottlieb Grundmann . . . zünftig vor offener Lade frey und loszusprechen zu wollen.“ Nach vollzogener Freisprechung wird dann in die Lade 1 Rthl. entrichtet und „vor $\frac{1}{4}$ Achtel

146 Bier 18 Silbergroschen, dem Commissario 16 Silbergroschen, dem Altesten 8 und

dem Schreiber 2 Silbergroschen“. Und bald finden sich immer mehr anverwandte Wind- und Wassermüller, von deren Lehrzeit und Freispruch man erfährt, sowie von der Erteilung des Meisterrechts und Annahme von Lehrlingen und man ist stolz, wenn einer sogar zum „Nebenältesten“ gewählt wurde.

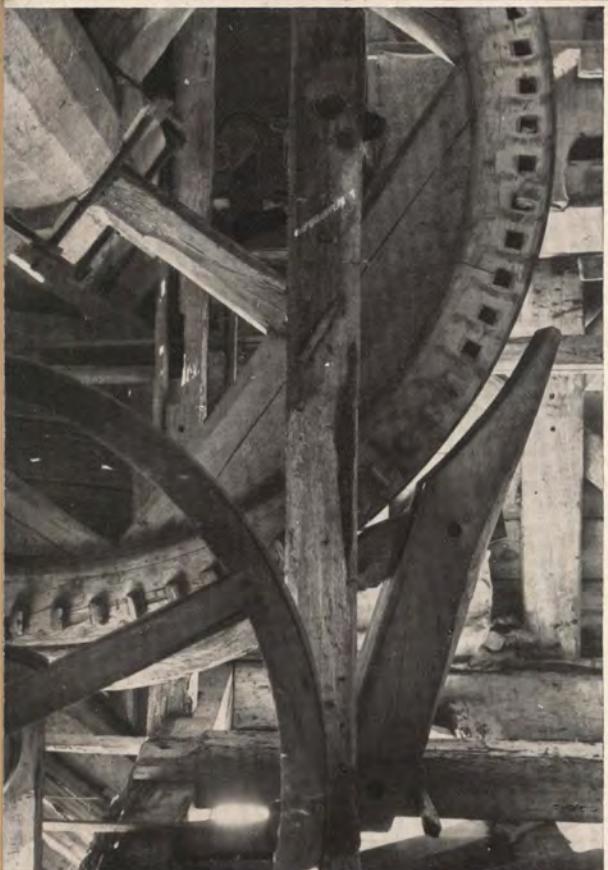
Sollten etwa ihre Mühlen noch stehen, fragt man sich, und beschließt, ihre Heimatorte einmal aufzusuchen. Voller Ehrfurcht, jedoch nicht ohne Angst vor Ernüchterung, betritt man die erste Mühle, in welcher die Ahnen gewirkt haben. Ihre Flügel stehen schon still und sind schadhaft geworden, der Aufgang fehlt, und so muß eine Leiter herhalten, um hinaufzugelangen; aber der Eindruck ist überwältigend. Fest klammert sich um die kantige Flügelwelle das mächtige Kammrad, von der „Schüze“ gerade freigegeben, so daß man glaubt, es müßte sich sogleich zu drehen beginnen. Doch bei näherem Hinsehen bemerkte man erst die Lücken in den Zähnen des Rades. Was nicht mehr arbeitet, verfällt. „Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben. Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst gerieben“, sagt unser schlesischer Dichter Friedrich von Logan. Aber das Balkenwerk ist noch intakt! Sicher ruht der schwere eichene Mühlbalken im Zapfen des Hausbaumes und trägt mit seinen starken Armen das ganze drehbare Gehäuse. Wohlgefällig gleitet das Auge an diesem ungewöhnlichen Gesellen entlang und folgt seinen Knoeren und Rissen. Da entdeckt es hoch oben im Winkel eine eingeschnittene Inschrift: „1827 G.“ Das ist gewiß Karl Benjamin Grundmann, der Gründer der Mühle, und darunter „Teodor Ernst Grundman“ sein Enkel. Die Schreibfehler verzeiht man gern. Wie schade, daß sein Urenkel nicht auch Müller wurde, wie seine Väter und Vorfäder, dann brauchtest du nicht so einsam hier zu stehen am Waldesrand und sehnlichst nach dem Dorfe hinüberzuschauen, wo die Nachkommen deiner Herren noch leben, liebe alte Mühle! Dort ersezt dich ein neues Werk, zu dem man deine alten Mahlgänge noch gebraucht hat und Teile des Getriebes, doch deine Flügel benötigt man nicht mehr, sie werden durch einen surrenden Motor ersetzt. Du fühlst dich noch nicht so alt, daß du gern deinen Platz in der Welt räumtest, denn du weißt es, dein grobes Mehl ist besser als das weiße städtische, was die großartigen Dampf- und Motormühlen bis aufs letzte ausmahlen. „Kaiser-Aluszugsmehl 00“ haben sie's genannt, aber du weißt, daß es leer ist, keine Kraft mehr hat. Der Schein trügt! Du fühlst es auch, du hast eine Sendung, du mußt die Jugend mahnen und warnen, damit ihr nicht auch die Zähne so früh verfallen wie dir: zerstört nicht das Beste am Getreidekorn, die Lebenskraft! Ess' lieber dunkles Brot, Vollkornbrot!

Noch sind nicht alle Windmühlen verfallen oder stillgelegt. Gerade auch in Schlesien beleben sie mit ihrem lustigen Flügelkreisen idyllisch die hügelige und waldreiche Landschaft. Wie in alten Zeiten sind Meister, Geselle und Lehrling noch eifrig bei der Arbeit. Wenn der Wind umspringt, kommt der Müllerlehrling die Treppe herab und dreht die Mühle mit einer Winde am „Sterz“, einem gekrümmten Holz, das an der Rückseite waagerecht aus dem Gehäuse herausragt. Man nennt es hier auch die „Deichsel“ der Mühle. Nur bei den Holländermühlen steht der Unterbau fest.

Bei diesen wird allein die „Haube“ mit den Flügeln und der Flügelwelle gegen den Wind gedreht. Die in unserer Heimat hauptsächlich verbreiteten „Bockwindmühlen“, auch „deutsche Mühlen“ genannt, sind jedoch die ältere Form. Ihre reine Holzbauart blieb seit dem Mittelalter fast unverändert. Auf einem festgesfügten Unterbau, dem sogenannten „Bock“, welcher der Mühle den Namen gab, ruht das ganze turmartige Haus. Das Rückgrat bildet der in der Mitte senkrecht stehende „Hausbaum“ auch „Königbaum“, „Standbaum“ und in Schlesien „Stock“ oder „Stamm“ genannt. Dieser 60 – 70 Zentimeter starke Eichenholzständer steht auf zwei Kreuzschwellen, über deren Kreuzungspunkt er mit vier Eckklauen herabreicht bis auf das steinerne Fundament. In Mannshöhe etwa trägt der Hausbaum den „Sattel“, ein System sich kreuzender waagerechter Hölzer, auf dem das Untergeschossgebälk des Mühlenhauses aufliegt. Dieser wird zugleich mit dem Standbaum, oder beides gesondert, durch vier schwere Strebebalken gestützt, welche mit ihren unteren Enden klauenartig in den Grundschwellen „versetzt“ sind. In Schlesien nennt man diese Strebebänder „Stiene“. Der „Stamm“ reicht bis in die Mitte des Mühlenhauses hinauf, wo er wie die Mittelsäule eines Karussells die feststehende Achse bleibt, um die sich alles dreht. Dieser runde Oberteil des Hausbaumes sieht mitunter wie eine Litsfaßsäule aus, von oben bis unten mit alten Bilderbögen und neuen illustrierten Zeitungen und dergleichen beklebt. Sie sollen wohl wie die Bilder im Spinde des Soldaten über Stunden der Einsamkeit hinweghelfen.

Auf dem Kopf dieser vertikalen Säule lastet der mächtige Balkenunterzug der Deckenbalken des Obergeschosses. In ihm als dem Hauptbalken des Hauses sind gelegentlich die Namen der Erbauer und die Zeit der Erbauung eingeschnitten. So nennt sich voll Stolz in der Mitte des Balkens einer Alt Guhrauer Mühle ein „GOTTFRIED GRUNWALD als zugleich BAUHERR und BAUMEISTER 1706 den 1. Septb.“ Das Gerüst des Gehäuses besteht aus den sogenannten „Sturm“- oder „Eckäulen“ mit ihrem „Riegelwerk“. Dieses ist ähnlich den Holztürmen der Kirchen und Friedhöfe von außen mit Brettern verschalt und an der Wetterseite oder auch ringsum mit Schindeln verkleidet. Neuerdings ist die Verbretterung sogar bis nahe dem Boden herabgeführt, um auch das Bockgerüst vor Witterungsschäden zu schützen. Selbst der Treppenaufgang ist mitunter verschalt. Das auf der Vorderseite leicht abgewalmte Dach ist mit Holzschindeln gedeckt. Die Wände sind oft mit Flugdächlein simtsartig umgeben und der Giebel ist durch verschiedenartige Brettsetzung abwechselungsreich gestaltet. Aus ihm ragt kranartig ein waagerechter Balken hervor, welcher zum Aufwinden der Getreidesäcke dient. Darunter befindet sich das meistens rundbogige Fenster des Obergeschosses und die Eingangstür des ersten Stockwerks mit der Plattform und dem seitlichen Treppenaufgang. Zu beiden Seiten der Rückwand sind kleine Windräddchen angebracht, die gleichmäßig spielen müssen, wenn die Mühle richtig zum Winde steht. Sie zeigen dem Müller an, wenn er die Mühle an ihrem „Stert“ herumdrehen muß. Nur bei manchen Arten der holländischen Mühle geschieht die Einstellung in die Windrichtung von selbst, d. h. ein kleines senkrecht zur Flügelebene stehendes Windrad,





Das Kammrad einer Windmühle in Hüner, Kreis Wohlau

Aufnahme: W. Grundmann



Bock einer Windmühle in Hüner, Kreis Wohlau
Aufnahme: W. Grundmann

auch „Windrose“ genannt, gewährleistet die Ausrichtung der Dachhaube mit Radwelle und Flügeln, indem es dieselbe auf der kreisförmigen Mauerkrone des steinernen Mühlensauses entsprechend bewegt. Bei den alten Holländermühlen mußte die Kuppe jedoch auch mit Hilfe eines bis auf den Umgang des Mühlensockels herabreichenden Balkens gedreht werden. Bei den sogenannten „Friesenmühlen“, welche in Norddeutschland noch zu finden sind, ist eine zweifach gegabelte Deichsel an der Stirn- und Rückseite des Dachhelms zum Schwenken desselben befestigt und reicht bis auf den Boden herab. Eine neuere Einführung ist die sogenannte „Paltrockmühle“, deren Ge häuse mit 4–6 Rollen auf einer Kreisschiene drehbar ist.

Beinahe hätten wir die genauere Betrachtung der Flügel vergessen, welche doch unsere Aufmerksamkeit in erster Linie verdienen, denn sie sind schließlich die Kraftspender, sozusagen der „deus ex machina“. Sie ziehen unser Augenmerk auf sich, als wir sie an einer Mühle „im Kreuz“ stehen sehen. Ein Flügel reckt sich senkrecht in die Höhe, zwei liegen genau waagerecht und der vierte ist durch das Mühlenshaus verdeckt. Wir wissen, was das gewöhnlich zu bedeuten hat: Sollte der Müllermeister gestorben sein? Doch nein, die Fenster und Türen der Mühle stehen weit auf! Näher herangekommen, bemerken wir, daß jemand auf einem der waagerechten Schwingen steht und daran herumantiert. Da läuft er sogar auf dem Balken des Flügels der sogenannten „Rute“ bis ans Ende und befestigt den Belag zwischen den Sprossen. Schließlich geht er schwindelfrei zum Kopf der Flügelwelle zurück und zieht an einem Seil eine breite Holzplatte empor, die „Tür“ des Flügels, welche am Anfang desselben sachgemäß eingesetzt wird. Erst jetzt bemerken wir einen Mann zu Füßen der Mühle, welcher von dort aus seine Anweisungen gibt. Es ist ein Mühlensbauer der Gegend, der mit seinen Gesellen die Mühle instandsetzt. Er erzählt uns, wie der Flügelbelag je nach der Windstärke vergrößert oder verkleinert werden muß. Früher geschah das bei Wind und Wetter durch den Müller oft unter Einsatz seines Lebens, denn bei wachsendem Wind stand die Haltbarkeit der Flügel und die Sicherheit der ganzen Mühle auf dem Spiel. In noch älterer Zeit wurden die Schwingen sogar mit Leimwand bespannt, welche vor dem Sturm genau wie die Schiffsssegel gerefft werden mußten. Noch heute gibt es solche Segeltuchbespannungen an Mühlen der Wasserlante und in südlichen Ländern. Da hat es jetzt doch der Windmüller einfacher, welcher vom Hause aus mit einem Hebel die Klappen des Belags nach Gutdünken einstellen kann, für stetigen, für schrallenden oder für schwachen Wind. Freilich muß er das Wetter beurteilen können und er liest es aus den Wolken und Wind, aus dem Fluge der Insekten und Vögel und der Feuchtigkeit der Luft. Die Wissenschaft hat ihn auch gelehrt, durch stromlinienartige Verdickung der Flügelkanten, die sogenannten Ventkanten, die Umdrehungsleistung seiner Schwingen nahezu aufs Dreifache zu steigern. Nachdem man nun die einzelnen Bauteile der Mühle kennengelernt hat, möchte man sich doch noch einmal den Gang des Getriebes vergegenwärtigen: Durch die schrägen, dem Luftstrom entgegengestellten Flächen der Flügel wird die im Dachgeschoß gelagerte Radwelle in drehende Bewegung gesetzt. Mittels des Kammrades und eines

Kegelförmigen Radgetriebes wird ihre Drehung auf eine senkrechte Welle, den im Obergeschoß des Gehäuses befindlichen Mahlbalken, übertragen, welcher den oberen Mühlstein unmittelbar antreibt. Hier wird das mit der Sackwinde heraufbeförderte Getreide in die Mahlgänge geschüttet und fällt nach erfolgter Zerkleinerung in den zum Absacken des Mehles bestimmten Raum des Untergeschosses herab. Dann wird es gewogen und zum Wegschaffen bereitgestellt. Heut läßt sich mit der geeichten Decimalwaage nichts mehr dem mißtrauischen Bauern abschwindeln, aber früher, als das Mehl noch mit der „Maße“ gemessen wurde, ging das Sprichwort: „Ein Müller hat zwei Scheffel, den einen zum Ein-, den andern zum Ausmessen.“ Hier in der Nähe der Eingangstür hatte der Müller seinen „Bettkasten“ an der Wand angebracht, wo er sich für kurze Stunden zur Ruhe legte. Ihn störte während des Schlafes das Krachen des Räderwerks und das Rumpeln der Mühlsteine nicht, aber er wachte auf, wenn die Mühle nachts stehenblieb.

Der Volksmund sagt von seinem Leben: „Der Müller ist oft ein lustiger Mann, wenn der Wind geht, mahlt er soviel er kann, und geht er nicht, so hat er's fein, da kann er immer zu Hause sein.“ Oder: „Der Müller mahlt, wenn der Wind gut geht. Er liebt seine Frau, wenn die Mühle steht.“ Demnach kann man auch bei ihm das „Mahlwetter“ und das „Müllerwetter“ unterscheiden, ähnlich wie die Fliegenschärhaft einen Unterschied zwischen „Flugwetter“ und „Fliegerwetter“ machen. Vielleicht ist auf sie ein Teil der Romantik des wandernden Müllerburschen übergegangen, dessen Schicksal auch mit Wind und Wetter verknüpft war. Wird das alte Handwerk, das durch Gewinnsucht, Unbesonnenheit und falsche Eitelkeit in der Zeit des Liberalismus verfiel, eine neue Blütezeit erleben? Es wäre bedauerlich, wenn die Jahrhunderte alte Überlieferung, die unsere Mühlenbauten zu einer so vollkommenen, ausdrucksvollen und schönen Form hat reifen lassen, in heutiger Zeit ihr Ende finden sollte. Sollte sie nicht wenigstens einen bescheidenen, aber gesicherten Platz neben der emporwachsenden Mühlenindustrie erhalten können?

DEUTSCHE LANDSCHAFTSPOLITIK

Von Professor Heinrich Wiepking

Die germanisch-deutsche Kultur war und ist von allem Anfang an eine gänzlich landschaftsverbundene.

Wo immer ein Abgleiten von der Ganzheit der landschaftlichen Verankerung in unserer Geschichte oder in unseren Lebensräumen festzustellen ist, ist auch immer ein Verfall des deutschen Volkes wahrzunehmen.

Im ersten Frühlicht unserer Geschichte liegt das Weltraumbild der arteigenen Landschaft. Unser Mythos ist ein gänzlich landschaftlicher. Wir haben immer noch das erhabene Bild des immergrünen Weltenbaumes, der Himmel und Erde verband, in und um uns. Mögen andere Kulturen für sich ein anderes kosmisches Gebäude, irgend eine andere geistige Konstruktion zurechtgezimmert haben, wir Deutsche haben das Sinn- und Inbild des biologischen Wachsens und Werdens, des erdenverwurzelten und des sternenzustrebenden kosmischen Baumes. Dieses Bild müssen wir uns aus allen nationalen Gründen im geistigen, im kulturellen, ja selbst im wirtschaftlichen Sinn erhalten! Das Leben aus der Kraft des Mutterbodens, aus der Kraft des Baumes und der Wälder ist in seiner Fülle eine der stärksten Quellen unserer Volkskraft, deren Nutzbarmachung für alle Volksteile uns ein starkes und arteigenes Volk sichert. Unser ganzes wehrpolitisches Streben hätte keinen Sinn, wenn wir diese naturgeschichtliche und lebensgesetzliche Voraussetzung unseres volklichen Seins nicht ebenbürtig und gleichberechtigt allen anderen Zielen gleichsetzen würden.

Wir sind das älteste Uckervolk des Weltordens. Der alte Midgard-Gedanke war eine bäuerliche Wirklichkeit! Die gegen den Utgard, der feindlichen Umwelt, des von wilden Tieren bewohnten Urwaldes mit seinen Gefahren und Dämonen, abgerungene, stark geschützte, gepflegte, gestaltete, geformte, beackerte und sinnvoll genutzte Gotteserde ist neben dem Weltenbaum, der als Einzelbaum ja schon in der Menschen-Landschaft und nicht im Walde stand, das älteste Sinnbild des Naturganzen unserer nordischen Welt. Aus der Landschaft der bäuerlichen Großfamilie und hernach des Volksstammes ist

Vortrag, zur Einführung des Landschaftspflegers von Schlesien, für Professor Heinrich Wiepking gehalten von Dr. Hans Friedrich Werkmeister, am 27. 8. 1940 im Landeshaus zu Breslau.

nunmehr das Reich, das Land und die Landschaft aller Deutschen geworden. Das Sinnbild aber bleibt das gleiche!

Der Garten und die für die Nachkommen gehegte und gepflegte Kulturlandschaft ist heute wie immer Ort unserer Seele; unendlich mehr als das Haus, das auch dann, wenn es über das nackte Lebensbedürfnis hinaus die Freude und die Würde des Geschlechtervaters verkörpert, im Gegensatz zum Garten, zum Baum, zur Landschaft und zum Walde, in unseren Liedern, Sagen und Märchen nicht besungen wird.

Alle landschaftlichen Vorstellungen indogermanischer und insbesondere germanischer Herkunft sind kosmischer Natur: Der ganze Weltenraum, das ganze Naturgeschehen, die ganze Tier- und Pflanzenwelt, der ganze Mensch und das ganze Volk werden in diesen Vorstellungen sinnbildlich erfaßt. Die edelste und ergreifendste deutsche Kunst, gleich welcher Art, ist immer ein Sinnbild und ein Weckruf der Herrlichkeit und der Heiligkeit der deutschen Welt. Ob Dürer einfache Gräser zeichnet, ob Caspar David Friedrich eine schlesische Landschaft darstellt, ob Händel, Bach, Mozart, Beethoven, Schubert, Wagner, Grieg oder Brahms uns in der gewaltigsten Ton- und Seelenwelt ergreifen, ob Shakespeare, Herder, Goethe, Stifter, Keller oder Storm zu uns sprechen, immer konnten große deutsche Menschen nur ihre Kraft schöpfen aus der baum- und waldbewohnten Landschaft und der Vorstellungswelt, die ihnen die weite, unendlich erhabene germanische Gesamtlandschaft vom Fels zum Meer, vom Bergwald bis zur Meeresbrandung vermittelten. Von der Isle de Paris viele tausend Meilen weit bis nach Petersburg und Finnland wurzelt die gotische Welt wie ein herrlicher Wald in germanischen Landen. Immer war und ist der empfindsame deutsche Künstler Empfänger und Sender der Kräfte der Allmacht, und stets ist er der Erneuerer volklicher Kräfte; sein unerschöpflicher Born aber ist die Landschaft.

In der Kürze der Zeit, die mir heute zur Verfügung steht, kann und darf ich Ihnen keine ausschließlich philosophische Darstellung des Themas geben. Ich will deshalb einmal jäh abbrechen und eine grausige Frage stellen: Wie kommt es, daß die Viereinhalfmillionenstadt Berlin nicht annähernd soviiele schöpferischen Kräfte aufzuweisen hat wie beispielsweise das Land Norwegen oder die Schweiz, deren Bevölkerungszahlen geringer oder angrenzt sind?

Das Finden der Ursachen dieser Tatsache und die Abstellung der Fehlerquellen ist von größter wehrpolitischer Bedeutung. Nicht der Gesundheitszustand an sich, auch nicht die militärische Dienstfähigkeit sind irgendwelche befriedigende Untersuchungsgrundlagen! Der unerhörte Verschleiß bester deutscher Volkskraft in unseren Großstädten und Industriorten ist ein unerträglicher und widerspricht allen Absichten über die Erhaltung eines ewigen Volkes in einem ewigen Raum. Die Erhaltung der Kampfkraft und die Erhaltung der Schöpferkraft des deutschen Volkes hat mit den zivilisatorischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte ganz und gar nichts zu tun. Wenn also auf der einen Seite die gesundheitlichen Verhältnisse des Menschen verbessert werden könnten, so steht demgegenüber noch die weit höhere und weit schwierigere Aufgabe, die Leistungskräfte des heutigen und des kommenden Volkes zu erhalten, wenn nicht zu steigern.

Es ist ein ernstes Problem: Die Biologie aller Lebewesen zeigt uns in erschütterndster Unerbittlichkeit, daß die lebensförderndsten Umwelten die Kampfkraft der Lebewesen nicht fördern, sondern schwächen!

Pflanzen, Tiere, Vögel und Menschen unterscheiden sich in keiner Weise in dieser Hinsicht. Ich will nun keineswegs vorschlagen, daß wir aus solchen lebensgesetzlichen Gründen in unseren neuen Großstädten bewußt und ausschließlich gefahrvoll und entfagend zu leben hätten, um alle unsere Kräfte zu fördern. Was wir aber tun müssen – und hier sind bereits Gestaltungsfragen des Städtebaus und der Landschaftsgestaltung in Betracht zu ziehen –, ist, daß wir am wirklichen Leben, am möglichst vernünftigen Verhältnis des Menschen zum Naturganzen nicht vorbeileben dürfen. Je näher wir dem Echten, Starken und Ursprünglichen in unserem Stadt- und Grünewesen kommen, um so gesicherter werden die wahre Naturverbundenheit und damit die Schöpferkraft des deutschen Großstadtmenschen zu erhalten sein.

Eine zweite, ebenso schicksalhafte Frage: Wie kommt es, daß wir in Deutschland ausgesprochene Verbrecherlandschaften haben können? Die Untersuchung dieser Frage ergibt ein völlig eindeutiges Ergebnis: Die Verbrechens-Häufigkeit in Deutschland steigt im genau gleichen Maße, wie der Grad der Ausplünderung unserer Landschaften von Bäumen und Sträuchern!

In einer geradezu galoppierenden Geschwindigkeit ist das alte homogene Verhältnis zwischen Stadt und Land verloren gegangen. Der Steinmeß in einer größeren Stadt verdient in vier Stunden etwa den Bruttoertrag, den ein Bauer für einen ganzen Bentner Getreide erhält, wofür er ein ganzes Jahr zu düngen, zu pflügen, zu eggen, zu säen, zu ernten und zu dreschen hat. Während der Bauer früher einen gerechten Preisausgleich zwischen seinen ländlichen Produkten und den vielfach gegliederten Erzeugnissen der städtischen und industriellen Arbeitsteilung hatte, hat heute die Landwirtschaft die letzten Ernten auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Gewiß ist für das Vaterland kein Opfer zu groß, aber zum Aufbau einer vernünftigen und auf die Ewigkeit berechneten und deutschen Agrarpolitik müssen Wege gefunden werden, die, als Voraussetzung der Erhaltung des Gesamtbegriffes von Blut und Boden, auch die wirtschaftlichen Sicherungen der Landarbeit in sich schließen. Nach der ungeheuren Landflucht der letzten Jahre und der Notwendigkeit, weite neue Gebiete mit neuen und besten Bauern zu besetzen, die, zum Teil, dem Altreich neu entzogen werden müssen, ist die wirtschaftliche, kulturelle und soziologische Förderung der Landarbeit nach dem Frieden die vordringlichste Aufgabe der Sicherung des gesamten nationalen Lebens. Sie ist gleichberechtigt der scharfen Waffe zur Verteidigung des nunmehr endlich geschaffenen großen Vaterlandes aller Deutschen. Über es gibt auch noch andere Gründe, die zum Verfall des deutschen Landes und der Landschaft führten. Gründe, die nicht unmittelbar im Zusammenhang mit der industriellen Entwicklung und der Ausrüstung Deutschlands stehen, und diese Gründe sind es insbesondere, die den Landschaftspolitiker bewegen müssen.

Die Wurzeln edlen Menschentums erwachsen und stehen nur in der Heimat. Alle

große Kultur war und ist Heimatkultur. Fast pflanzenhaft ist die Seele in der Heimat verwurzelt, die hier zum Gleichgewicht in eigener Kraft kommt. Nur in der Heimat und in der Stammesverankerung kann sich die Seele gegen den schlimmsten Kulturgegner aller Zeiten, gegen die eigene Begehrlichkeit, wenden. Nur in den Lauten der Heimat kann sich die Seele aussprechen.

Die Begehrlichkeit ist es, die rasch und unaufhaltsam zur Verbrecherlandschaft führt. Eindeutig ist der Beweis erbracht, daß überall dort, wo ein fremdes Volk das heimische unterwanderte, der Landschaftsverfall feststellbar ist. Schon allein diese Tatsache zwingt jeden Staatsbeamten und Parteibeauftragten, seiner Verpflichtung und seiner Aufgabe entsprechend die Augen offen zu halten und alles zu tun, um den sölkischen und damit den Landschaftsbestand zu erhalten, zu pflegen, zu fördern und zu mehren.

Gewiß braucht ein Baum und gewiß braucht eine Hecke Nahrung, Licht und Luft. Wenn aber die Räuber unter den Menschen und die völlig verstädteten Bauern, die wir leider auch schon antreffen, jeden Baum und den letzten Strang ausrotten, um wenige Quadratmeter mehr Nutzungsfläche für Kartoffeln und Getreide für sich zu erhalten, dann geht nicht nur die Achtung vor der Allmacht der Natur verloren, sondern der gesamte Landes- und Landschaftssozialismus. Ich gebranche dieses Wort vom Landschaftssozialismus in demselben Sinne, wie wir hente von einer Volksgemeinschaft und einem nationalen Sozialismus sprechen, die den Umbruch der Zeit kennzeichnen und die Wesenspunkte und Motore der gesamten zukünftigen Entwicklung des Großdeutschen Volkes im Großdeutschen Reich sind.

Wie es nach der Verbrecherrevolte 1918 in der übelsten Weise in Erscheinung trat, daß intellektuelle Konjunktur-Spartakisten und -Demokraten die Führung an sich rissen, so ist auch leider hente wieder festzustellen, daß Pseudobiologen und Konjunkturbiologen in Massen überall auftreten, um den klaren Sinn unserer Aufgaben in der Landschaft zu verwässern und um die Weidegründe nach Verdienstmöglichkeiten abzugrasen.

Die Notwendigkeiten einer jeden Landschaftspflege sind entweder beweisbare oder es gibt keine solche. Gewiß steh ich nicht auf dem Standpunkt des Franzosen Descartes, dessen Satz „cogito, ergo sum“ die klare Ratio westeuropäischen Geistes verkörperte. Das westliche Europa hat hente die Folgen dieser Irrlehre bitter büßen müssen. „Wahr ist nur das, was ich sehe“, sagte Descartes. Deutsches Geisteswesen läßt sich dagegen in den Kampfsatz des großen Deutschen Leibniz zusammenfassen: „Nur das, was fruchtbare ist, ist wahr.“ Germanische Ordnung ist somit die Einheit aller natürlichen Dinge, ist das Irationale, in das wir uns mit Denken und Taten einfügen. Wie auch Goethe es sagte: „Die Gottheit ist im Werdenden und sich Verwandlenden, aber nicht im Gewordenen und Erstarren.“ Wir sehen das Kreisen der Gestirne und des organischen Lebens durchaus nicht als einen regellosen Wirrwarr, nicht als ein Chaos, sondern als die wohlgeordnete, höhere, allumfassende und göttliche Schöpfungsmacht. Unsere Naturwissenschaft hat im reichsten Maße zeigen können, daß auch das scheinbar tote und Bewegungslose sich bewegt, und es ist sicherlich kein Zweifel, daß die Welt sich nicht so zusammensezt, wie sie uns Menschen erscheint.

Gerade aber aus diesem wahrhaft irrationalen Denken heraus sind wir verpflichtet, immer wieder das Neue zu suchen, dem ganzheitlichen Zusammenhang aller Dinge nachzuspüren, denn je mehr wir auch erarbeiten, je mehr wir auch wissen, um so größer wird das Unbekannte. Hüten wir uns deshalb vor den falschen Propheten!

Bleiben wir bei den großen deutschen Geistern, die sich stärkstens mit der Landschaft befaßt haben, wie Möser, Herder, Goethe oder Stifter. Lesen wir noch einmal nach, was wirkliche Landesväter, der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große und Franz von Dessau schufen. Oder studieren wir einmal die große geistige Bewegung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, die unter der „Landesschönungskunst“ zusammengefaßt wurde. Damals sagte der Agrarpolitiker Heinrich von Nagel 1831: „Die Landesschönungskunst, an der Spitze aller Künste stehend, umfaßt im allgemeinen den großen Gesamtbau der Erde auf höchster Stufe, wenn Agrikultur, Gartenkunst und Architektur in größter Reinheit ungetrennt nicht nur für das Einzelne, sondern hauptsächlich für das Gemeinsame wirken.“ Oder wie Herder es noch früher ausdrückte: „Kultur einer Nation zur Vollkommenheit.“

Erfakteste und gründlichste Forschungen haben beispielsweise erwiesen, daß der Ertrag von Rotkohl bei einer durch Sträucher geschützten Fläche um fast 300 Prozent, genau 291 Prozent, gesteigert werden kann, gegenüber einer Fläche, die dem freistreichenden Wind ausgesetzt ist.

Wir kennen hente nicht nur die Bedeutung des Waldes für den Ausgleich der Luftmassen, sondern auch für den Ausgleich zwischen der Boden- und der Luftelektrizität. Wir haben im polnischen Feldzuge erkannt, daß die baumlose Steppe es einem in der Luft überlegenen Gegner ermöglicht, in kürzester Zeit den Feind zu vernichten. Wir werden nach unserer heutigen, einmalig starken Regierung vielleicht einmal auch wieder eine schwächere Regierung, was Gott verhindern möge, bekommen. Wenn wir unsere Landschaft nicht als eine Wehrlandschaft ausbauen gegenüber luftgleichen oder luftüberlegenen Gegnern, dann wird das gewaltige Werk unseres erhabenen Führers in die bitterböseste Gefahr kommen. Wir haben deshalb aus allen nationalen Gründen, aus wirtschaftlichen, volksbiologischen, wehrstrategischen und klimatischen Gründen die Pflicht, die Landschaft völlig anders anzusehen, als es in den letzten Jahrzehnten der Fall war.

Wir Landschafter sind in keiner Weise Feinde der Technik. Im Gegenteil. Ein Feind der Technik kann nur der sein, der an die Rückwärtsentwicklung der Geschichte zu glauben wagt. Daher gibt es ausschließlich nur die vorwärtsweisende Möglichkeit, nämlich die Beherrschung der in einem Jahrhundert entwickelten technischen Mittel vorauszusehen, ihnen dadurch die Problematik zu nehmen und ihren Einsatz im Dienst der Erde zu planen. Im Dienst der Erde, im Dienst des Volkes und im Dienst der Nation steht dennoch der seiner Aufgaben bewußte Landschaftspfleger.

Mutterboden und Vaterland sind die Ausgangspunkte einer vernünftigen und gesunden Landschaftspolitik. Diese Vorstellung der Gesamtauffassung des Landes als eines Kunstwerkes ist es, die uns vorschwebt. „Die Kultur unseres Volkes zur Vollkommenheit.“

M I T T E I L U N G E N / B U C H E R E C K E

EINBLICK IN DIE NEUE KULTURELLE AUFBAUARBEIT DES OBERSCHLESISEN GAUS
Heimatkundlicher Lehrgang für Studenten an der H. f. L. Beuthen als Vorbereitung für den bevorstehenden erzieherischen Einsatz.

Im Anschluß an das volkskundliche Seminar an der Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen trat eine große Anzahl von Studierenden zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen, die sich in besonderem Maße mit dem Studium des Einsatzes besonderer Kulturarbeit für das zurückgegliederte oberschlesische Ostgebiet befaßte. Im Rahmen von Besichtigungen und Vorträgen wurde an einzelnen Beispielen aufgezeigt, in welchem Umfange und in welcher Stärke alle Möglichkeiten in Angriff genommen wurden, um auf schnellstem Wege den deutschen Kulturausdruck wieder erkennlich werden zu lassen. Wie Prof. Perlick in seiner Einführung hervorhob, muß gerade der zukünftige Volksschullehrer im Ostrau mit allen Kulturstellen seines Gebietes die engste Fühlung halten, da er ja der erste und hervorragendste Vermittler der geborenen und verwahrten Werte in diesem Lande sei. Wissenschaftliche Kulturinstitute dürfen nicht abseits stehen und sind nicht nur in der Bereitstellung für die Stautele erschöpfen, sondern müssen gerade in den neuen Aufbaubieten Gesamtbesitz und wahrstes Volkseigentum auch des dörflichen Lebenskreises werden.

Zunächst galt es, für die besondere Auswertung die Kultureinrichtungen des Standortes Beuthen, die bisher in starker Ausmaße für die Aufrechterhaltung der kulturellen Beziehungen zu dem Deutschen in Ostoberschlesien wirksam gewesen sind, in ihrem Charakter und weiteren Ausbau kennenzulernen. In der Landesbücherei, die sich noch zum größten Teil in Beuthen befindet, führte Fr. Dipl.-Landesbibliothekarin Wolff in die Handhabung der Kataloge und der Erschließung der Magazinbestände ein. Im Magazin erfolgten Hinweise auf die Methode der Anordnung und der Verwahrung; das Besprechen von bibliophilen Einzelheiten (z. B. Wiegendrucke, seltene Erstausgaben, Christian-Günther-Schrifttum, Poesie-Alben des 18. Jahrhunderts) überzeugte die Besucher, daß diese Büchersammlung als eine seltene grenzlandwissenschaftliche Schatzkammer zu werten sei. Ausführlich wurde auch ein Einblick in die wissenschaftliche Aufbauarbeit des Schlesischen Grenzlandmuseums vermittelt. Während Dr. Hufnagel die Arbeitstechnik der vorgeschichtlichen Abteilung vorführte (Präparationswerkstatt, Schoppinitzer Funde), zeigte Fr. Dr. Bretschneider in der volkskundlichen

Abteilung den Umfang und die Bedeutung dieser Wissenschaft für die Erforschung Oberschlesiens (z. B. Anhalter und Plessner Tracht). Prof. Perlick erläuterte die landeskundliche Abteilung (Archiv, Biographie, Lüdtbidersammlung) und den Aufbau des oberschlesischen Volksliederarchivs. Abteilungsleiter E. Königer besprach in der kunstgeschichtlichen Abteilung die Fragen der stilgeschichtlichen Untersuchungen (Mühendorfer Madonna), des Konservierens (z. B. Georgenberger Madonna) und des Gebrauchs kunstgeschichtlicher Literatur. Präparator Fuchs machte die Besucher mit den Erhaltungsmethoden der naturwissenschaftlichen Sammlungen bekannt. Auch in jene Kulturarbeit, die in vertiefter Weise von Stadtbücherei und Stadtarchiv geleistet wird, wurde Einsicht genommen. Büchereidirektor W. Schöningh stellte in einem einführenden Vortrage das besondere Gefüge der Stadtbücherei und ihre Einsatzwirkung für den Grenzland- und Industrieraum heraus. Bei dem Rundgang durch die Räume ergaben sich Erläuterungen über die Beanspruchung des Buchmaterials, den volkstümlichen Aufbau eines Lesezaals und die Erfahrungen in der Jugendbücherei. Eine wertvolle Bereicherung der kulturellen Leistungsmöglichkeiten stellt die neuingerichtete Musikbücherei mit dem angeschlossenen Notenarchiv und der Erfassung der Schöpfungen oberschlesischer Komponisten dar. Im Stadtarchiv ließ eine kleine Ausstellung wertvoller Stücke erkennen, wie mannigfaltig eine Auswertung der hier vorhandenen Urkunden und Akten für die heimatkundlich-historische Erziehungsarbeit sein kann. Dr. Mletzko führte in die im Auftrage der Stadtverwaltung vorgenommene Arbeit zur Schaffung einer Beuthener Kriegsdoktrin mit ihren vielseitigen Gesichtspunkten ein. Hatte man in diesem Rahmen die bewährte Kulturleistung einer alten Grenzstadt kennengelernt, so gab Oberbürgermeister Schröder in Königshütte Gelegenheit, Einblick in eine Stadtverwaltung zu gewinnen, die im befreiten Ostlande neu aufzubauen und auszurichten war. In einem zweistündigen Vortrage umriß Oberbürgermeister Schröder die angetroffenen Verhältnisse und schilderte die schrittweise Neugestaltung des Stadtlebens im einzelnen. Die Ausblicke, die hinsichtlich der neuen Stadtplanung und des Kultureinsatzes (Stadt-, Musikschule, Herausgabe der Regesten der Stadt Königshütte) gegeben wurden, zeigten, mit welchem Verständnis des Raumes und mit welcher Tatkraft gerade Königshütte restlos bald wieder deutschen Geist und Ausdruck erhalten soll. Schulrat Wallak übernahm die Darstellung der Schulverhältnisse und konnte auch hier überall zufriedenstellenden Er-

folg im Aufbau nachweisen. Nach Erläuterung des Aufgabenbereichs eines Städts. Volksbildungssamtes durch Büchereidirektor Schmidt war es auch möglich, die Einrichtungen einer Stadtgemeinde nach der wirtschaftlichen Seite hin in Augenschein zu nehmen. Die einzelnen Abteilungsleiter des Wirtschafts- und Ernährungssamtes erläuterten die Leistungen und Erfahrungen der ihnen anvertrauten Arbeitsbereiche. Die Teilnehmer der Studiengemeinschaft konnten sich durch Fragen über den Ablauf der Vorgänge und über den Umfang der Arbeiten eingehend Auskünfte einholen. Bei dem abschließenden Zusammensein im „Graf Reden“ ist dem Oberbürgermeister Schröder, der den Jungerziehern viel Erfolg in ihrer Ostraumarbeit wünschte, für seine Bemühungen um diese Einsichtnahme herzlich gedankt worden.

Auch der Stadt Kattowitz wurde unter dem Gesichtspunkte neuen deutschen Kulturaufbaues Besuch abgestattet. Zunächst sollte eine Übersicht gewonnen werden, inwieweit es dem Staatsarchiv Kattowitz gelungen war, die zurückgelassenen archivalischen Bestände zu erfassen und zu bewahren. Schon in seinem Vortrage wies Staatsarchivrat Dr. Brudmann auf die angetroffenen wüsten Verhältnisse und die sich ergebenden Schwierigkeiten für die Bergung des Materials hin. Die Aktensäfte und die Papiergebirge in den weiten Kellern des Gauhauses zeigten die bisher geleistete mühsame Ordnungsarbeit und die ungeheuere Bedeutung und Verantwortung der amtlichen Archivpflege auf. In einer Ausstellung der archivalischen Kostbarkeiten fanden besonders Plessner Schutzbriebe von Ernst von Mansfeld und von Wallenstein, ein Bruderschaftsbuch der Stadt Beuthen (1679–1850), Teschener Urkunden von 1413 und 1432 das Gerichtsbuch der Stadt Biala von 1613 usw. aufmerksame Beachtung. Dr. Rüster gab weiterhin bei einer Führung durch die Kattowitzer Landesbücherei Auskünfte über die Geschichte dieser Büchersammlung und wies im besonderen auf die heimatkundliche Bedeutung der oier untergebrachten Bücherbestände des Berg- und Hüttmännischen Vereins hin. Die Einrichtung und Bedeutung einer neu aufgebauten Stadtbildstelle und ihres aktiven Einsatzes im Rahmen der deutschen Aufklärungs- und Kulturarbeit veranschaulichte Schulleiter Boidol in den von ihm betreuten Arbeitsräumen.

War bis dahin den Teilnehmern ein vielseitiger Eindruck von der Kulturmmission alter und neuer Stadtgemeinden vermittelt worden, so sollte ihnen nun auch die Einsatzverpflichtung und -möglichkeit einer Dorfgemeinde vor Augen geführt werden. Als abschließendes Erlebnis besonderer Art galt die Dorffahrt nach Oberlazisk, Kreis Pleß, zu Bürgermeister Wittor. In dieser vorbildlich verwalteten Gemeinde ge-

wannen die Studierenden nicht nur die Anschauung von den Kampfvorgängen in den Septembertagen des Jahres 1939, sondern vor allem auch ein lebendiges Bild von dem Neuerwerden eines Dorfes und seines Volkes. Volkserzieherische Einsicht und pädagogische Begabung sind für den Enderfolg im Aufbau maßgebend. Unternehmungen, wie z. B. Innenarchitektonische Neugestaltung des Rathauses, Einrichtung von vorbildlichen Eheschlafungs- und Kameradschaftsräumen, Schmuck der Zimmer mit Bildern deutscher Landschaften, Abhaltung von heimatkundlichen Vorträgen (Krause, Stumpe, Hayduk, Habrasduka), Kameradschaftsabende, Schulungen, dörflicher Arbeits- und Aufräumungsdienst (Besichtigung der Ruinen), Bastelabende, Pflege des Volksliedes (Offenes Singen), neue Ortsplanung, heimatgebundene Straßennamengebung („Am Bergel“, „Im Beerenwinkel“, „Hirschgatter“) Bau eines Gemeinschaftshauses und eines Schwimmbades, Einrichtung einer „Heimatklause“ usw. sind grundsätzlich darauf ausgerichtet, zum deutschen Menschen und zur deutschen Kultur zu erziehen und der Dorfbevölkerung zu zeigen, was unter nationalsozialistischem Neuaufbau zu verstehen ist. Kreisamtsleiter der NSV., Pg. Scherff, gab in diesem Zusammenhang auch einen dankenswerten Einblick in die Entwicklung der NSV-Arbeit innerhalb des Kreisgebietes vom ersten Tage seines Einsatzes bis zur Gegenwart. Nur Begeisterung für die Arbeit, unentwegte Pflichterfüllung und deutsche nicht nachlassende Tatkraft werden diese Ostgebiete zu Kernpunkten deutscher Kultur werden lassen. In den aufgesuchten NSV-Kindergarten, der NSV-Schwesternstation und in der Schule kam überall fröhlicher Arbeits- und Kameradschaftsgeist, gemeinsam ausgerichteter Arbeitswillen zum Ausdruck. Mit einem Mittagsmahl in der freundlichen, vorbildlich ausgestatteten „Heimatklause“ schloß der sehr ergebnisreich verlaufene Lehrgang. Perlick.

HEIMATKUNDLICHE STUDIENFAHRT IN DEN NEUEN SUDOBERSCHLESISEN RAUM
Studenten der H. f. L. in Pleß, Bielitz, Saybusch, Teschen und Ratibor.

Als Abschluß des volks- und heimatkundlichen Studiums im Wintersemester an der Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen war unter Leitung von Prof. Perlick eine heimatwissenschaftliche Studienfahrt vorzugsweise nach dem neuen südöberschlesischen Gebiet vorgesehen. Schulleiter Boidol gab am Vortage der Reise in der Stadtbildstelle zu Kattowitz in einem anschauungsreichen Lichtbildervortrag eine Übersicht über die landschaftlichen, siedlungskundlichen, geschichtlichen und volkskundlichen Verhältnisse des zurückgeworbenen und des neu angegliederten Raumes. Gleichzeitig warb er für den Gedanken,

dass der Volksschullehrer der gegebene Heimatforscher und -erzieher sei. In Pless erwartete Kreisbibliothekar Dr. Schröder die heimatkundliche Wandergruppe und machte sie zunächst mit dem Aufbau einer Volksbücherei vertraut, die Mittelpunkt des geistigen und kulturellen Neulebens in dem Plessor Gebiet werden soll. In der Landwirtschaftsschule führte Direktor Glasenapp die Teilnehmer in die Bedeutung und Arbeitsweise einer derartigen Anstalt ein, die berufen ist, gerade in den Aufbaugebieten der bürgerlichen Jugend das notwendige Wissen für die Neugründung des bürgerlichen Standes zu geben. Die Leiterin der Mädchenabteilung, Fr. Knorr, konnte an einem Bauernmädel in Plesser Tracht die Schönheiten und Eigenheiten dieser Kleidungsweise aufzeigen und Hinweise für die Erhaltung und Pflege geben. Die Besichtigung des alten Torhauses („Die Wache“, erbaut 1687), des Schlosses (1870 letzte Aus- und Umbauten), der einzigartigen Parklandschaft an der Plesse, dem Standorte der ehemaligen durch die Polen 1939 vernichteten Hedwigskirche und der Stadtanlage ergab ein eindrucksvolles Bild von der Plessor Heimatlandschaft. In Bielitz, wo Obermagistratsrat Dr. Kolarczyk im Namen der Stadtverwaltung das Seminar begrüßte, übernahm Schriftsteller und Rektor Herma die Stadtführung. Die Amtsgebäude in ihrer bürgerlichen Renaissance charakterisieren noch heute den „österreichischen Stil“. Besonderes Interesse erregte das von Schornsteinfeuermeister E. Schnack bewahrte Bielitzer Heimatmuseum als Schulbeispiel von privatem Fleiß und unübertrefflicher Begeisterung, durch die reichhaltiges Material zusammengetragen wurde und das nun unter fachmännischer Leitung und Aufstellung den Grundstock für eine sehr aufschlussreiche, bürgerkundliche Sammlung abgeben kann. Nach einer gastfreundschaftlichen Einladung der Stadtverwaltung zu einer „Jause“ wurde in eingehenden Referaten auf das heimatkundliche Gefüge des Bielitzer Gebietes eingegangen. Rektor Herma schilderte die Entwicklung Bielitz' von der ostdeutschen Bauernsiedlung bis zur weltberühmten Tuch- und Schuhstadt und ihr Behauptungswille als deutsche Sprachinsel im Laufe der Jahrhunderte. Schulleiter Weigt aus Heinzendorf übernahm die Aufgabe, auf den neuen Einsatz im Rahmen der heimatkundlichen Forschungsarbeit aufmerksam zu machen. Im besonderen Maße erhält sie die Förderung durch den Landrat, der amtsseitig eine Kreissstelle für Heimatforschung eingerichtet hat. Neben Vorgeschichte und Geschichte soll gerade dem bisher unbeachteten Volkgut eingehende Beachtung zuteil werden. Am nächsten Tage konnte die Wanderfahrt nach Saybusch fortgesetzt werden. Bürgermeister Riedel und Rechtsanwalt Dr. Drobenski übernahmen die Führung durch die von der Sola umflossenen,

herrlich an dem Fuße der Westbeskiden gelegenen Stadtlandschaft. Als einziger Ort hat sich diese Siedlung durch die Jahrhunderte bis heute gänzlich von Juden freihalten können. Einen vorzüglichen Eindruck machte die neu errichtete Volksbücherei, nicht nur in ihrem Bestande, sondern vor allem in der Raumgestaltung und Raumkultur. Auch der Ring, das volkskundlich reichhaltige Museum, der mittelalterlich-gewaltige Wehr- und Trutzurm („Glockenturm“) und das Schloss des Erzherzogs Albrecht von Habsburg wurden gründlich in Augenschein genommen. Den Höhepunkt des Saybuscher Aufenthaltes aber bildete eine fröhlich-lustige Fahrt auf einer Reihe von Pferdeschlitten in das schneereiche Gebirge hinein. Für die weitere Raumerkundung war auch ein Aufenthalt in Teschen vorgesehen. Ing. Museumskustos Karger wies in seinen Ausführungen auf die besondere Bedeutung dieser Stadt als Brückenkopfung zwischen dem schlesischen Raum und der panonischen Ebene einerseits und Mähren und Galizien andererseits hin. Gerade von dem hochgelegenen Gelände der ehemaligen Piastenburg an der Olsa wurde der Charakter der Teschener Dreiländerecke recht verständlich. Durch Przemyslaus von Teschen († 1409) stand Teschen in näheren Beziehungen zu Beuthen und spielte in der bekannten Beuthener Teilsturkunde von 1856 eine besondere Rolle; die älteste Tochter des Herzogs Bolko von Cosel und Beuthen, Elisabeth, war nämlich mit Przemyslaus von Teschen verheiratet. In dem hervorragend angereicherten Museum, untergebracht in dem Palais Larisch (erbaut 1796), konnte Kustos Karger auf seine Lebensarbeit und Lebensleistung hinweisen und an Einzelheiten aus dem bürgerlichen Kulturbereich und dem bürgerlichen Lebenskreis der Teschener Landschaft mannigfach Entwicklungserscheinungen und Sonderformen aufzeigen. Besondere Bedeutung besitzt auch die im Museum untergebrachte Bibliothek des Leopold Joh. Scherzer († 1814) mit ihren bibliophilen Schätzen. Die anschließende Fahrt durch das Ostrauer Industriegebiet gab hinreichende Möglichkeiten, Vergleiche mit dem Landschafts- und Siedlungsbilde unseres berg- und hüttenfertigen oberschlesischen Heimatraumes anzustellen. Der Abschluss der heimatkundlichen Studienfahrt fand in Ratibor statt, wo zunächst bei einem Besuch der Gehörlosenanstalt Direktor Klus in einem einführenden Vortrage auf die mannigfaltigen pädagogischen Probleme dieser Sondererziehung hinwies. Bei der Teilnahme an dem Unterricht in den einzelnen Klassen konnten die Hörer den besonderen Einsatz der hier tätigen Erzieher schätzen und würdigen lernen. Oberlehrer Hyckel vermittelte im Museum die Kenntnis besonderer volkskundlicher Erscheinungen im Ratiborer Volksraume. Richtig eingehend konnte auch das Landesamt für Vorgeschichte kennenlernen.

gelernt werden. Direktor Dr. Raschke führte eingehend in die Bedeutung und in den Aufgabenbereich eines derartigen Institutes ein; die Besichtigung der vorbildlichen vorgeschichtlichen Lehrausstellung und der Arbeitsräume wurde als besonderes heimatkundliches Erlebnis gewürdigt. Dr. Raschke hatte auch die Stadtührung (Ringanlage, Ratiborer Schloss) übernommen und die Lebensart einer oberschlesischen Oderstadt (vgl. mit Teschen, Oppeln), soweit sie in der Geschichte und im Stadtbilde charakteristischen Ausdruck fand, hinreichend gekennzeichnet. Die viertägige heimatkundliche Studienfahrt war reich an Erlebnissen und brachte im besonderen die Erkenntnis, dass der oberschlesische Raum an Reichhaltigkeit von heimatwissenschaftlichen Erkenntnissen, Fragestellungen und notwendigen Klärungen keiner anderen deutschen Landschaft nachsteht.

Perlick.

JORG JOIKO GEFALLEN

Die Nachricht vom Heldentode Jorg Joikos hat alle, die in der oberschlesischen Volkstumsarbeit stehen, mit stolzer Trauer gefüllt. Er hat sein junges Leben geopfert, nachdem er in Frankreich als Kradmelder eben einen schwierigen Auftrag glücklich durchgeführt hatte. Neben seiner Aufgabe als Volksschullehrer hat er, von unermüdlichem Idealismus getragen, in Hunderten von Singstunden innerhalb der Hitlerjugend und in dörflichen Gemeinschaftsabenden im Grenzland vorbildlichen Dienst an unserer Heimat geleistet. Die oberschlesische Volksliedpflege hat in ihm einen der aktivsten, begabtesten und zukunftsversprechendsten Wegbereiter verloren.

Die letzte Singstunde, die ich mit ihm erleben durfte, schloss er mit dem Liede Hans Baumanns: Gute Nacht, Kameraden, bewahrt ein festes Herz Und Fröhlichkeit in euren Augen; Denn fröhlich kommt der Tag daher wie Glockenschlag.

Und für ihn sollt ihr taugen.

Wir dürfen in diesen Worten Jorg Joikos Vermächtnis sehen. So hat sein früher Tod sein Leben nicht unvollendet abgeschlossen.

Hermann Fuhrich.

E. Fr. v. Eickstedt und Ilse Schwidetzky, „Die Rassenuntersuchung Schlesiens“. Heft 1 der Reihe „Rasse, Volk und Erbgut in Schlesien“. Verlag Priebatsch, Breslau, 1940, 68 Seiten.

Die Schrift gibt eine Einführung in die Aufgaben und Methoden der rassenkundlichen Forschung in Schlesien. E. Fr. v. Eickstedt, der bewährte Forscher und Lehrer an der Universität Breslau, selber in Oberschlesien beheimatet, berichtet über das Verfahren der Forschung am schlesischen

Menschen, Fr. Dr. Ilse Schwidetzky, seine langjährige Assistentin und Mitarbeiterin, über „Nachprüfung und Auswertung von Rassendiagnosen“.

Beide Arbeiten füsten auf den umfangreichen Untersuchungen, die Prof. Dr. von Eickstedt mit seinem rassenkundlichen Institut an der Universität Breslau im Laufe der Jahre in Schlesien durchführte. Fr. Dr. v. Eickstedt, der bei seinen Forschungen immer und sehr mutig eigene Wege gegangen ist, besessen von dem Drang zur Forschung und durch eine glühende Heimatliebe ausgezeichnet, kam bei seiner Arbeit zur Prägung des Wortes Gautypen. Eine Besprechung der vorliegenden Broschüre im einzelnen müssen wir uns hier schenken. Nur soviel sei gesagt, dass auch der Nichtfachmann mit einem Eifer dieses klar geschriebene und gut gegliederte Werk mit Erfolg wird lesen können, das auch solche Begriffe klärt, die von dem Laien immer noch verwechselt werden. Ich denke beispielsweise an die Unterscheidung von Rasse und Volk (vgl. S. 8–10), wo es zum Schluss heißt: „Vielleicht mögen sich bei Vormenschen einmal Erbformtypus und Herkunftsgemeinschaft fast gedeckt haben. Aber schon in den frühesten prähistorischen Zeiten schoben sich die menschlichen Lebensgruppen, die Horden, Sippen und Stämme in neue Lebensräume, wanderten, rodeten, vermengten sich, bildeten neue Gemeinschaften. Daher gibt es heute unter uns nur noch einzelne reine Rassentypen in mehr oder minder großer Zahl, aber keine geschlossenen reinen Rassen als solche mehr. So leben jetzt im gleichen Heimatraum auch nicht nur gleiche Rassentypen, sondern die Nachkommen von verschiedenen Rassen, aber mit gleicher Kultur, Sprache und Überlieferung.“

Denn durch gleiche Kultur und gleiches Empfinden, durch gleiches Erleben und Wollen sind die Völker zusammengefügt und bilden nun ihrerseits geschlossene und neue biologische Lebensgemeinschaften. So wurde die ursprüngliche Blutgemeinschaft der Rasse, der erblich gleichen Individuen in einem Heimatraum, durch die neue Blutgemeinschaft des Volkes, die erbbildverschiedenen Individuen in gleichem Heimatraum, abgelöst. Rasse ist die blutsverwandte Körperformgruppe, Volk die blutsverwandte Kulturformgruppe. Rasse ist das Ergebnis, Volk Ausgangspunkt in der biologischen Entwicklung der Menschen.“ Sch.

Hubert Lachotta, „Kohle, Zink und Eisen“. Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik, Paul Schmidt, Berlin, 1941, 99 S., Preis 3,80 RM.

Seit vielen Jahren empfanden wir es schmerzlich, dass es an einer eindrucksvollen und neuzeitlichen zusammenfassenden Darbietung über Werden und Wachsen des oberschlesischen Industriegebiets fehlte. Der verdiente Rektor und Heimatkundler

Urbanek aus Gleiwitz, jetzt i. R. in Brieg, hat zwar eine umfassende und volkstümlich geschriebene Geschichte der oberschlesischen Industrie verfaßt; die Arbeit konnte jedoch bisher nicht im Druck erscheinen. Um so mehr wird man die Herausgabe des hier vorliegenden Werkes begrüßen, das ein guter Kenner der oberschlesischen Verhältnisse in volkstümlicher Form und übersichtlich geschrieben hat.

Im ersten Abschnitt gibt Lachotta einen Überblick von der oberschlesischen Vor- und Frühgeschichte. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der Neubegründung der oberschlesischen Industrie durch Friedrich den Großen. Im dritten Abschnitt erfahren wir, wie der Zink einen neuen Aufschwung herbeiführt, wobei die Lebensbilder von Ruberg und Karl Godulla herausgearbeitet werden. Ein vierter Abschnitt erzählt von dem Fortschritt unserer heimischen Industrie von 1850 bis zur Jahrhundertwende, der fünfte und letzte Abschnitt hält fest, was das 20. Jahrhundert uns bisher brachte und gibt, im Anschluß an die September 1939, einen Ausblick in die Zukunft des nunmehr wieder in einer Hand befindlichen gesamten oberschlesischen Industriegebietes.

Das Ganze ist keine Arbeit, die nur ein reiches Tatsachenmaterial vermittelt, sondern ein wertvolles Heimatbuch, das mit dem Herzen geschrieben ist. Es zeigt, wie Oberschlesien durch Deutsche und nur durch deutsche Arbeit zu dem wurde, was es heute ist und daß es gerade in der nächsten Zukunft eine große deutsche Aufgabe zu erfüllen hat.

Sch.

Beuthen OS., die alte deutsche Berg- und Kulturstadt und ihre Sendung im schlesischen Südostraum, 1941, herausgegeben vom Verkehrsamt und Geschichts- und Museumsverein der Stadt Beuthen OS.

Es ist eine ausgezeichnete Werbeschrift, die die Stadt Beuthen hier vorlegt. In 21 Beiträgen wird die politische, wirtschaftliche und kulturelle Rolle, die die Stadt in Vergangenheit und Gegenwart spielte, eingehend und vielseitig geschildert. Besonders sorgfältig wird das Bild der jüngsten Vergangenheit (Teil V) und der Gegenwart gezeichnet. Ein Zukunftsausblick beschließt die auf bestem Papier gedruckte und mit guten Bildern geschmückte Neuerscheinung.

Hinsichtlich der ältesten Geschichtsdaten sind in einigen Beiträgen kleine Irrtümer unterlaufen: Es gab bis ins 13. Jahrhundert in ganz Schlesien keine einzige Ortschaft, auf die die Bezeichnung „Stadt“ anwendbar wäre. Beuthen wird also im 11. Jahrhundert keineswegs urkundlich „als deutsche Stadt“ genannt. Das Wappen mit dem Bergmann ist für das 13. Jahrhundert nicht nachweisbar. Die Zeit Kasimirs II. und die anschließende Zeit war nicht eine einzige Unglückszeit. Georg von Brandenburg-Ansbach hat das Beuthener Ge-

biet nicht gekauft usw. Es sind dies kleine Unregelmäßigkeiten, die sich bei der angekündigten zweiten Folge der Artikelserie durch kritische Durchsicht aller Beiträge durch einen Sachverständigen leicht vermeiden lassen werden.

K.

Arthur Heinke, Die Grafschaft Glatz, Breslau (Ostdeutsche Verlagsanstalt) 1941. Der Schlesische Bund für Heimatshut gibt in dem vorliegenden Werk von Arthur Heinke ein Buch heraus, das nicht so sehr einen wissenschaftlichen Anspruch macht, als zunächst und in erster Linie dem Kunst- und Heimatfreund die Schönheiten des Glatzer Landes weisen und seinen Reichtum ihm erschließen will. Deshalb sind die 319 Abbildungen der eigentliche Kern des Buches. Diese lange Reihe der Bilder, denen oft auch photographisch beste Aufnahmen zugrunde liegen, ist systematisch geordnet und bietet in dieser Ordnung zugleich auch viele interessante Vergleichsmöglichkeiten. Wichtig ist, daß vielfach neben dem Ganzen Teilaufnahmen gezeigt werden, die die Einzelheiten in ihrer Durchbildung genauer erkennen lassen. Zu jeder Abbildung tritt ein kurzer erläuternder Text, der sich ebenfalls zunächst an den Laien wendet und versucht, ihm die notwendigen wissenschaftlichen Handhaben für das Verständnis der Abbildungen zu bieten. So ist das vorliegende Werk kein eigentlich kunstgeschichtliches Buch, aber es wird seiner ersten Aufgabe, dem Heimatfreund die Kunst- und Naturschönheiten der Grafschaft Glatz nahezubringen, vorbildlich geredet.

Das Buch will keine wissenschaftliche Arbeit sein, aber es will — der Verfasser sagt es im Vorwort — den Weg bahnen helfen zu einer kunstgeschichtlichen Bearbeitung des dargebotenen Materials. Es ist daher die Frage berechtigt, was es denn hier zu bieten habe? — In erster Linie ist da wiederum auf die Fülle der Abbildungen hinzuweisen. Ihre Durchsicht zeigt sogleich, daß sich hier eine Menge interessanter Probleme auftun. Bernhard Stephan hat in seinem feinsinnigen Geleitwort schon auf die wichtigsten Fragenkomplexe hingewiesen, die alle engstens zusammenhängen mit der einen Grundfrage nach dem Wesen der Grafschafter Kunst und des Menschen dieser in sich abgeschlossenen Landschaft, die aber doch wiederum reiche Beziehungen nach Böhmen (Prag) hin einerseits und zum übrigen Schlesien andererseits hatte. Vielfach begegnen ikonographisch interessante Stücke, und eines ist schon jetzt als feststehendes Ergebnis zu verzeichnen: die Blüte des Grafschafter Kunstschaffens in der Barockzeit, im ausgehenden 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die sich offenbar vorzüglich in der Skulptur ausspricht, zu der dann die Baukunst hinzukommt, während die Malerei — insbesondere die Tafelmalerei — demgegenüber zurücktritt. Wenn auch

die vielen lokalgeschichtlichen Fragen, die sich an das dargebotene Material knüpfen, nicht beantwortet werden, und auch noch nicht beantwortet werden können, so ist doch eine erste Überschau gegeben, die die erste Voraussetzung für eine wissenschaftliche Bearbeitung ist. Besonders dankbar wird aber der wissenschaftlich interessierte Leser dem Verfasser für das mit einem bewundernswerten wissenschaftlichen Eifer und großer Literaturkenntnis gearbeitete ausführliche referierende Schriftumsverzeichnis sein, das übersichtlich und alphabetisch nach Schlüsselworten angeordnet ist.

Es bietet also das vorliegende Werk nicht nur für den Kunst- und Heimatfreund mannigfache Anregungen, sondern es ist auch ein Grundstein für die kunst- und heimatgeschichtliche Erforschung der Grafschaft. Dr. Hubertus Lossow.

Joseph Scholz, „Spielmann der Front“, Verlag C. Cieslik's Buchhandlung, Inh.: Fritz Kitzler, Peiskretscham 1940, 68 S.

Es spricht für die Tiefe, mit der unser Volk die jetzige große Zeit erlebt, daß die Gegenwart und ihre heldenhaften Leistungen immer wieder von unseren dichterischen Kräften, bekannten und noch unbekannten, verkündet und gedeutet werden. So überrascht Josef Scholz, der als Rektor in Gleiwitz wirkt, mit einem sehr beachtlichen Bändchen von Liedern und Gedichten aus den großen Zeiten Deutschlands. Die Herausgabe des Werkes hat der Gleiwitzer Kreisleiter der NSDAP, gefördert und das Büchlein ist den Soldaten des Führers im feldgrauen und braunen Rock in treuer Kameradschaft gewidmet.

Sch.

Hubertus Graf von Garnier, Aus eines Lebens Jahreszeiten, Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau, 114 S. Halbln. 5.- RM. Als Hubertus Graf von Garnier auf Turawa im Kreise Oppeln 1937 einen ersten Band Lieder und Gedichte unter dem Titel „Eines Mannes Werk“ herausgab, war dies für viele, die den Autor kannten, eine Überraschung, und mit Recht gab Gerhart Baron in einer Besprechung des Werkes im „Oberschlesier“ (Jg. 1937, Heft 12) dem Bedauern Ausdruck, daß Hubertus Graf v. Garnier, der inzwischen Sechsundsechzigjährige, nicht bereits früher mit dichterischen Veröffentlichungen hervorgetreten sei. Seither ist der Dichter Hubertus Graf v. Garnier kein Unbekannter mehr, und gerade in unserer Zeitschrift konnten wir im Laufe der letzten Jahre eine ganze Reihe seiner Gedichte veröffentlichen. Nunmehr legt er eine zweite Folge seiner Gedichte vor („Aus eines Lebens Jahreszeiten“).

Auch der zweite Band verdient Beachtung. Diese eindrucksvolle Gedankenlyrik ist ein ansprechendes Lebensbuch geworden. Es erzählt in sprach-

lich schöner Form und in schlichter Volkstümlichkeit von Jungsein und Liebe, von Menschenschicksalen, den Forderungen der Zeit und den Idealen, die unser Leben erst lebenswert machen, von Natur, Heimat und Vaterland, vom Werden, Wachsen und Sterben.

Die Verse sind nicht gemacht, sondern erlebt; sie klingen männlich und herb, aus ihnen spricht die stolze Haltung des Verfassers, aber auch ein zartes Behüten, Umsorgen und Selbstbescheiden.

Als ich das schmucke Büchlein mit dem hellgrünen Umschlag in der Hand wog, mußte ich unwillkürlich an den Stausee Turawa denken, an die schönen Garnierschen Waldungen und an das junge Grün, das sich von Jahr zu Jahr mehr um das Stauseebecken ausbreitet. Und so wie dieser Stausee Turawa für die umliegende Landschaft und für Schlesien eine Kraftquelle und ein Segensspender werden soll, so mögen — im Seelischen und Geistigen — die Gedichte des Standesherrn von Turawa zu ihrem Teil etwas Freude schenken.

Schodrok.

*

Südostforschungen.

Die von Fritz Valjavec im Auftrage des Südostinstituts München und des deutschen Auslands-wissenschaftlichen Instituts in Berlin im Verlage von S. Hirzel in Leipzig herausgegebenen Südostforschungen haben sich im Laufe von fünf Jahren einen angesehenen Platz auf dem Felde der deutschen und europäischen Wissenschaft erworben.

Das Ergänzungsheft des Jahrgangs 4 (1939) enthält folgende Beiträge: Alfred Klug: Ernst Rudolf Neubauer als Dichter und Schriftsteller — Beiträge zur Biologie deutscher Dörfer in der Schwäbischen Türkei — Günter Doeckner: Über die Inzucht in einem donauschwäbischen Dorf — Reinhard Lieske: Erbliche Psychosen und Inzucht in einem donauschwäbischen Dorf.

Aus Heft 1 des 5. Jahrg. (Juni 1940) nennen wir: Ernst Gamlischeg: Zur Herkunftsfrage der Rumänen — Karl Dinklage: Studien zur Frühgeschichte des deutschen Südostens — Dietrich Gerhardt: Das Gothic in der Krim — Ernst Benz: Der älteste zyrillische Druck aus Hans von Ungnads Druckerei in Urad — Arthur Habelland: Zur Erforschung der Volkstraditionen im Südosten.

Als Nr. 21 der Veröffentlichungen des Südostinstituts München erschien 1940 (Verlag Max Schick, München) von Fritz Valjavec ein umfassendes Werk „Der deutsche Kulturreinfluß im nahen Südosten, unter besonderer Berücksichtigung Ungarns“, 1. Bd., als Nr. 14 eine „Siedlungsgeschichte des Deutschen Südostens“ von E. Klebel.

Sch.



Nehme in Zahlung und kaufe
Brillanten — Gold — alte Silbergegenstände und Silbergeld

Juwelier Hillmann

Grosse und preiswerte Auswahl: Ohlauer Straße 1
Edter Schmuck — Edtes Silber — Gute Uhren
4/50419



Riegner & Hirschmann

Vertriebsstelle für Modelle des Amtes „Schönheit der Arbeit“



Breslau 1

Ring 29 II. · Eingang Ohlauer Straße · Fernruf 234-31
(Haus Goldene Krone)

Möbel für Büros, Kantinen, Gefolgschaftsräume und Unterkünfte
Porzellan, Bunzlauer Braunzeug, Besteck, Beleuchtungskörper aus Holz u. a. m.
Ständige Ausstellung

Liebe zum Handwerk und Fleiß bringen

Erfolge. Sie verpflichten immer mehr zu

Meisterleistungen, die auch auf Sie warten.

1818

1941

Ohne Verpflichtung für Sie ist eine Anfrage.

Rasche Umarbeitungen und Neuanfertigungen.

In der Besteck- und
Silberschmiede

Julius Lemor

Breslau 1
Fischergasse 11



CONTINENTAL

Büromaschinen

Siegfried Schultze

Hauptvertrieb der Wanderer-Werke Fernruf 24044

Breslau, Neue Schweidnitzer Straße 4

Breslauer Messe

mit Landmaschinenmarkt



21.-25. Mai 1941

Die Messe im großen deutschen Osten

Auskunft durch die Breslauer Messe- und Ausstellungs-Aktienges., Breslau 16

Industriellen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben jeder Art und jeden Umfangs haben wir durch Anschluß an unser ausgedehntes Überlandnetz bei günstigen Strompreisen einen sicheren und wirtschaftlichen Betrieb ermöglicht

ELEKTRIZITÄTSWERK SCHLESIEN AKTIEN-GESELLSCHAFT BRESLAU

VEDAG

Vereinigte Dachpappen-Fabriken
Aktiengesellschaft, Breslau 1, Elferplatz 1a, Ruf 52431

liefert:

Bitumen-Emulsion »Webase«
Isolieranstriche Emaillit
Carbolineum

führt aus:

Grundwasserdichtungen
Isolierungen gegen Feuchtigkeit
Hartgußasphalt

Unser Zeichen bürgt



für guten Druck

GRAPHISCHER GROSSBETRIEB FÜR BUCH- UND OFFSETDRUCK
FERNRUF 22271



Billiger Besuch
des Breslauer

ZOO

durch Jahresdauerkarten

Einzelperson RM 6.— / Familienkarte RM 15.— mit Kindern bis zu 18 Jahren
Ausgabe ab 15. März 1941

**Schlesische
Landeskreditanstalt**

Gewährung von Hypotheken
Ausgabe von Pfandbriefen
und Schuldverschreibungen



Geschw.
Hoeniger

Inh. Paul Eggers
BRESLAU 13, STRASSE DER SA. 10

Büromöbel
Büromaschinen
Bürobedarf
Fernruf: 38211

Rischke & KÖHLER & LORENZ
BRESLAU 1 • KUPferschmiedestr. 41 • RUF: 51424

Rich. Kiefer & Co.

Reuschestraße 2, Laden und 1. Stock / Ruf 53551

Bürobedarf / Papier- und Schreibwaren-Handlung
Büromöbel aus Stahl und Holz / Schreibmaschinen

Gasschutzraumabschlüsse

In Stahl- und stahlsparender Konstruktion
Stahlfalttore, Stahltür, geprägte Türzargen

Karl Sprang, Eisenbau / Türenfabrik

Fernruf 43833 Breslau 26, Heinrich-von-Korn-Straße 8/10

Klischees

Entwürfe
Zeichnungen
Retuschen

Ankarskand

Breslau 13 · Brandenburgerstr. 19 · Tel. 35000



NICOLAI & SCHWEITZER K.-G.

Tapeten, Dekorations-
und Bezugstoffe, Linoleum

Breslau 5, Neue Schweiditzer Straße 2a, Ecke Tauentzienpl. 1

Fernsprech - Anschluß 55857/59

Gegründet 1884

Schlesische Telefon-Gesellschaft



Telefonanlagen
jeder Größe in
Kauf und Miete

Elektrische Uhren,
Lichtsignal-,
Radio- und
Blitzschutz-Anlagen

Loske & Co., Breslau 2

Tauentzienstr. 76 · Fernruf Sammel-Nr. 58144

Unsere Erzeugnisse:

PAULO's
Puddingpulver,
Delikatesse-Speise,
Suppenpulver für
Milchsuppe
Fruchtsuppenpulver
für Kaltgerichten

erfreuen sich ständig steigender Beliebtheit

Alleinhersteller:

Ernst Paulo Nachf.

Erste Schlesische Puddingpulverfabrik

Breslau 13, Sadowastraße 31/33

Fernruf 30953

JOSEF THIEL

Inhaber Franz Markutzik · Gegründet 1898

Breslau 26 · Meineckestraße 60 · Ruf 46150

Schornstein-Feuerungsbau

Schornsteine aller Art · Schornstein-
Erhöhungen und -Instandsetzungen auch
bei Betrieb · Feuerungen und Öfen
für alle Zwecke in Industrie und Gewerbe

Genossenschaftsarbeit ist Dienst am Bauerntum!

Landesverband

Schlesischer landwirtschaftl. Genossenschaften Raiffeisen e. V.

Breslau 1, Junkernstraße 41/43

Schlesische Landesgenossenschaftsbank Raiffeisen e. G. m. b. H.
Breslau 1, Junkernstraße 41/43

Niederschlesische Landwirtschaftl. Hauptgenossenschaft Raiffeisen
e. G. m. b. H., Breslau 2, Herbert-Stachetzki-Straße 46

Zentrale der Niederschlesischen Eierverwertungsgenossenschaften
e. G. m. b. H., Breslau 1, Striegauer Straße 2

Zentralviehverwertung G. m. b. H., Breslau 17, Frankfurter Straße 100

Raiffeisen-Treuhandgesellschaft m. b. H., Breslau 1, Junkernstraße 41/43

Provinzial-Genossenschaftsbank e. G. m. b. H., Oppeln, Sternstraße 8

Landwirtschaftliche Warenzentrale Oberschlesien (Raiffeisen)
e. G. m. b. H., Oppeln, Annabergplatz 9

Eierzentrale Oberschlesien e. G. m. b. H., Oppeln, Annabergplatz 9

Viehverwertung Oberschlesien e. G. m. b. H., Katowice, Schanhorststraße 11

Oberschlesische Genossenschafts-Treuhand G. m. b. H.
Oppeln, Sternstraße 8

Elektrizitäts-Zentral-Genossenschaft Raiffeisen für Schlesien
e. G. m. b. H., Breslau 1, Sternstraße 40

und 3705 Einzelgenossenschaften



Die große Mühle
der schlesischen Heimat

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 1102



013-001102-00-0

Schlesische Landesbank

Öffnungszeiten



Breslau 1 / Zwingerstraße 6-8

Kattowitz / Świdnicka 8

Oppeln / Oppolzno / Opolo / Langenbielau